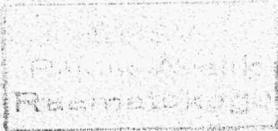


Ausgegeben den 17. März 1892.

Baltische Monatsschrift.

XXXIX. Band.

3. Heft.



Inhalt.

	Seite
Die F. W. Brederlofche Gemäldesammlung in Riga. Von W. Neumann	129
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders. (Fortsetzung.)	146
Zur Erinnerung an Karl Ernst von Baer. Vortrag von G. Dragendorff	161
Miscellen. (Von Antonius Bomhouwer.) (E. S.)	171
Bücherschau. Aus Kurlands herzoglicher Zeit von E. u. A. Seraphim. (Bgn.)	176
(Die Aufzeichnungen des rigaschen Rathsecretärs Joh. Schmiedt von Dr. A. Bergengrün.) (F. Wienemann.)	181

Liter. Beilage von H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin betr. Jenen, Der Schwarzwald.

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen 12 Hefte 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tidestöhl in Riga, Weidendam Ar. 8, zu richten.

Goldene Medaillen Brüssel und Spaa 1891.

Riga 1880.

Rig. Gew.-Ausst. 1883.

Riga 1880.



Bronze-Medaille.



Goldene Medaille und
Ehrendiplom.



Bronze-Medaille.

H. A. Brieger, Riga,

Seifen- und Parfümerie-Fabrik mit Dampftrieb,
gegründet 1849,

empfiehlt **anerkannt vorzügliche**

Haushaltungsseifen,
Textilseifen,
Grüne Seife,
Toiletteseifen,
Medicinische Seifen,
Glycerinseifen,

Eau de Cologne,
Coniferenduft,
Toilettenessige,
Haarwasser,
Extrait d'Odeurs,
Reis- und Fettpuder,

Pomade, Brillantine, Haaröle, Cold-Cream,
sowie sämtliche Parfümerie-Artikel.

Specialitäten:

Lanolin-Erzeugnisse,

die vorzüglichsten Mittel für die Haut- und Haarpflege, in Form von Seife,
Crème, Pomade, Brillantine und Puder.

**Lanolin-Medicinal-Seifen, Lanolin-Crème-Seifen,
Lanolinmilch.**

Medicinische Seifen,

aus neutraler Fettkernseife, mit Angabe des Gehalts an Medicamenten.

Bleichsoda.

Verkauf in den Niederlagen:

St. Petersburger Vorstadt, Säulenstrasse Nr. 10,
Stadt, grosse Sünderstrasse Nr. 15,

und in allen renommirten Droguen, Material- und Parfümerie-Geschäften
des Reichs.

Preislisten gratis und franco.



Die F. W. Brederlosche Gemäldesammlung in Riga.

Riga besitzt zwei größere Gemäldesammlungen, und zwar die ältere Brederlosche Privatsammlung und die vereinigten Sammlungen der Stadt und des Kunstvereins. Die städtische Gemädegalerie wurde im Jahre 1866 auf Beschluß der rigaschen Stände durch den Ankauf der aus 46 Gemälden meist holländischer Meister bestehenden Sammlung des Herrn Dominico de Robiani begründet. Robiani, aus Ticino gebürtig, hatte den napoleonischen Feldzug nach Rußland mitgemacht und sich nach der Auflösung der französischen Armee in Riga niedergelassen, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich als Kaufmann etablirte. Seine Sammlung wurde von der Stadt gegen eine ihm zu zahlende jährliche Leibrente von 600 Rbl. erworben. Dieser Grundstock ist im Laufe der Jahre durch Ankauf und Schenkungen sowohl von Werken moderner wie älterer Meister auf eine Anzahl von ca. 200 Gemälden gebracht worden.

Die mit dieser zu einer Sammlung vereinigten Gemälde des 1870 gegründeten Kunstvereins, heute etwa 100 an der Zahl, sind vorläufig noch im zweiten Stockwerk des Kerkovius'schen Hauses an der Esplanade untergebracht.

Die ältere Brederlosche Sammlung mit 201 Gemälden befindet sich im zweiten Geschoß des v. Sengbusch'schen Hauses an der Sünderstraße. Sie wurde von dem Rathsherrn Friedrich Wilhelm Brederlo gegründet und war bis zu dessen Tode in seinen verschiedenen Wohnräumen untergebracht. Seit jener Zeit ist sie in fünf Zimmern vereinigt und von den Erben der Besuch dem Publicum freigegeben worden. Unbegreiflicher Weise wird von dieser Erlaubniß nur sehr sporadisch Gebrauch gemacht, ja vielen Einheimischen scheint selbst die Existenz der Sammlung fremd zu sein, wenigstens

ist dem Schreiber dieses während seines wiederholten Studiums derselben außer einigen befreundeten Herren kein Besucher zu Gesicht gekommen. Vielleicht tragen die Ergebnisse der in dem Folgenden niedergelegten Studie dazu bei, das Interesse für die höchst werthvolle Sammlung auch in weiteren Kreisen anzuregen.

Seit einer Reihe von Jahren ist man in Deutschland bemüht, auch der neueren Kunstgeschichte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche bisher in großem Maßstabe immer nur der antiken Kunst zu gute kam, und mit besonderem Eifer ist man der Erforschung der deutschen und der stammverwandten holländischen Kunst der Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts näher getreten. Die reiche künstlerische Thätigkeit in Holland und den Niederlanden während dieser Zeit reizte wohl vor allem dazu und Männer wie W. Bode in Berlin, F. Schlie in Schwerin, N. Bredius im Haag, C. von Lützow in Wien und viele andere mit nicht minder klangvollen Namen sind unablässig beschäftigt, uns die Kenntniß der Werke jener Zeit und ihrer Schöpfer näher zu rücken. — Es ist daher in gewissem Sinne nur die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht, auch das, was bei uns seit langen Jahren in Vergessenheit schlummert, der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, damit sich aus dem nach allen Richtungen hin zerstreuten Material ein immer mehr abgerundeteres und klareres Bild der Kunst jener Zeit entwickeln könne.

Von den 201 Gemälden der Brederlofchen Gallerie gehören etwa achtzig deutschen Künstlern aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an, einige sechzig sind im Verzeichnisse als Werke flämischer und holländischer Meister, neunundzwanzig als unbekannt aufgeführt, während der Rest sich auf ältere italienische und deutsche, sowie auf einige französische, englische und spanische Meister der neueren Zeit vertheilt.

Beim Eintritt in das 1. Zimmer fällt der Blick zunächst auf ein großes Gemälde von Friedrich Gauermann: eine Parforcejagd in einem Eichenwalde. Von diesem österreichischen Meister, der bisher von der Kunstgeschichte noch viel zu wenig gewürdigt ist, existirt ein Verzeichniß sämtlicher von ihm gemalten und verkauften Bilder, veröffentlicht von Dr. C. v. Lützow in der Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrgang XVIII. In diesem Verzeichniß finden wir unter Nr. 114 unser Bild wieder mit der in Rubriken geordneten Bemerkung: November und December (1833). Eine Parforce-Jagd in einem Eichenwalde. 5 Schuh lang, 4 Schuh hoch. Brederlo, Riga. 450 fl. Cour. Münze (= 472 Gld. 50 Kr. heutiger österr. Währung). Unter Nr. 110 desselben Gauermannschen Verzeichnisses erkennen wir auch das im Katalog unter Nr. 99 (2. Zimmer) als „der Königssee“ angegebene Bild dieses Meisters wieder,

neben folgenden Notizen: Januar 1833. Der Königssee mit einem Wetter und einem Bauernhauſe im Vordergrunde. Ebenſo ſtaffirt wie das Bild des Baron Frieſenhof. 3 Schuh; 2 Schuh 4 Zoll. v. Brederlo, nach Riga in Rußland. 250 fl. Cour. Münze. Zwei ſehr tüchtig gemalte Bilder dieſes Meiſters, die das liebevollſte Naturſtudium zur Schau tragen.

In demſelben Zimmer begegnen wir aber ſogleich einer ſtattlichen Reihe ſlämiſcher und holländiſcher Meiſter, auf die hier zunächſt eingegangen werden ſoll.

Gleich über der Gauermannſchen Parforcejagd hängt das Porträt eines Edelknappen, welches das Verzeichniß dem Gerard Honthorſt zuſchreibt. Es erſcheint mir aber für dieſen Meiſter, der ſich in Rom unter dem Einfluſſe des Caravaggio weiterbildete, zu weich und zu verſchwommen in der Pinſelführung, weſhalb ich es eher dem Willem Honthorſt, dem jüngeren Bruder des Gerard, zuſchreiben möchte, der ſonſt ſeinem Bruder oft ſehr nahe kommt. Eine Bezeichnung habe ich an dem Bilde, das ſehr hoch hängt, nicht entdecken können. — Das kleine auf Kupfer gemalte Bild Nr. 9, eine Beweinung des Leichnams Chriſti, welches der Katalog kategoriſch als van Dyck bezeichnet, verdient dieſen Titel nicht, obgleich der Meiſter gerade dieſe Scene ſehr häufig gemalt hat. Der Kopf des von links mit dem rothen Tuche oder Mantel nahenden Johannes hat zu wenig von der Art van Dycks; die Modellirung des Chriſtuskörpers iſt auf der rechten Seite ſtellenweiſe ſogar ſchwach. Das Bild iſt eine alte Schülerarbeit nach dem in der Eremitage zu St. Petersburg unter Nr. 606 befindlichen in Grisaille ausgeführten van Dyckſchen Original. — Ein ſchönes und echt bezeichnetes Bild iſt das unter Nr. 11 von Quirijn Brekelenkam, eine alte Frau, im Profil geſehen, welche ſich, vor einem Kamin ſitzend, ihr Pfeiſchen mit einem Holzbrand entzündet. — Nr. 12. Ein ſehr geiſtreich aufgefaßtes Bildniß eines Mannes mit langem blonden Haar im dunklen Anzuge und weißen Kragen, etwas nach links gewendet, den Beſchauer anblickend, auf dunklem Grunde in einer Fenſteröffnung, als „unbekannt“ aufgeführt, iſt ein vorzügliches Werk des Rembrandtſchülers Gerard Don (nicht Dov). Die ſchon ſehr undeutliche und theilweiſe unter dem Rahmen verſteckte Bezeichnung des Malers findet ſich unten an der ſteinernen Umrahmung des Fenſters, in deſſen Oeffnung das Bildniß erſcheint. — Das inſchriftlich aus dem Jahre 1632 ſtammende Bildniß eines Cavaliers in ganzer Figur, der ſich mit der rechten Hand auf einen roth behangenen Tiſch ſtützt, könnte ein Michel Janſz Mierevelt ſein. Oben rechts über der Jahreszahl ſteht die Bemerkung: *aetatis suae 52*. — Von Frederik Moucheron beſitzt die Gallerie zwei Landſchaften

unter Nr. 14 und Nr. 110. Erstere eine von hohen Bäumen überschattete Schlucht, rechts ein Wasserfall mit Staffage von Kühen und Schafen in gelblicher Beleuchtung; die zweite eine röthlich beleuchtete Landschaft mit großer Baumgruppe an einem Fluß. Beide Bilder sind bezeichnet Moucheron. — Von Frederiks Sohn ist unter Nr. 158 eine große baumreiche Landschaft mit Jagdscene erhalten, wenn auch fleißig gemalt, so doch schwer und kalt im Ton; in der Mitte unten bezeichnet: J. de Moucheron. Fecit 1729. — Das Innere einer weiß getünchten Kirche, nach dem Katalog dem Emanuel de Witte zugeschrieben, ist nur ein *Jsaak van Nickel*, wie auch an dem Kirchenstuhl rechts unten deutlich zu lesen. Hier die Bezeichnung:

*Jsaak van
Nickel.*

Nicolaas Berchem ist in der Sammlung durch drei Gemälde vertreten: Nr. 18, Nr. 45 und Nr. 190. Davon sind Nr. 18 und Nr. 190 in kleinem Format (hoch 0,3 m, breit 0,2 m) gehalten, Nr. 45 dagegen in stattlicheren Abmessungen (0,8 m breit, 0,66 hoch). Das erstere stellt eine südliche Landschaft mit thurmartiger Ruine im Hintergrunde dar; im Vordergrund ein Wasser, durch welches ein auf einem Schimmel reitender Hirt eine Kuh treibt; ein junges Mädchen durchschreitet, von einem Hunde begleitet, zur Linken das Wasser. Nr. 190 zeigt einen höhlenartigen Raum mit Ausblick ins Freie, in welchem ein Bauer beschäftigt ist, seinen Schimmel vom Pflug abzuspannen, wobei er von seinem Söhnlein unterstützt wird, dessen Anstrengungen der Bauer, wie zwei Frauenzimmer lächelnd zuschauen. Diese beiden Bilder erscheinen besonders in der Staffage schon von etwas handwerklicher Art. Von großer Schönheit in der Gesamtstimmung und von echt poetischem Gefühl durchdrungen ist dagegen das Bild Nr. 45. Am Fuße eines schon in blaue Abendschleier gehüllten Bergzuges ein See, auf dem sich im Vordergrunde das letzte Verglühen der Abendsonne widerspiegelt. Im Vordergrunde eine heimkehrende Heerde mit Hirten, deren Gestalten lange Schatten werfen. In der Zeichnung der Thiere läßt sich auch hier eine Vernachlässigung des Naturstudiums deutlich wahrnehmen. Ebenso fällt bei allen drei Bildern die etwas stereotype Wiedergabe einzelner Figuren unter den Männern auf. — Nr. 121 ist im Katalog ebenfalls Berchem zugeschrieben, hat aber mit der Art dieses Meisters absolut nichts gemein. Es ist eine Landschaft mit weidenden Kühen an einem Wasser, links eine

felsige mit Gebüsch überwachsene Anhöhe, über welche ein Hirt reitet. Im Vordergrunde durchschreitet eine Hirtin mit einem Lamm unter dem Arme das Wasser. Einzelne Figuren scheinen Berchem entlehnt zu sein; der Hirt und das Mädchen haben sogar etwas Ähnlichkeit mit den Figuren des Bildes Nr. 18. Vielleicht, daß wir es hier mit einer Arbeit von Berchems Schüler Abraham Begeijn zu thun haben. Die links unten im Terrain stehende Bezeichnung

Bergb

ist offenbar gefälscht. — Ebenso zweifle ich an der Echtheit der dem Jan Wijnants zugeschriebenen Landschaft Nr. 22, obgleich sie manche charakteristische Eigenschaften dieses Meisters aufweist. (Desgleichen scheint auf den beiden in der Stadtgalerie unter Nr. 119 und Nr. 128 befindlichen Bildern dieses Meisters nur das unter letzterer Nummer aufgeführte eine echte Bezeichnung zu tragen.) — Ein sehr glatt gemaltes, in den Fleischtönen fast emailleartig schillerndes Bild ist die Bathseba im Bade von Adriaan van der Werff, Nr. 24. Der schönen Frau, welche eben im Begriff ist ins Bad zu steigen, überbringt eine etwas gezierte Dienerin die Einladung Davids in Form eines Briefes mit daran hängendem großen Siegel. Hinter der Badenden eine weiße und eine schwarze Dienerin mit Geschmeiden und Prachtgewändern. — Die kleine Baumlandschaft Nr. 25 mit einem links sich hinziehenden Wege, auf welchem einige Kühe getrieben werden, und einem umgestürzten Baum im Vordergrunde, trägt zwar links unten die echt aussehende Bezeichnung

J Ruise"el

doch scheint mir dieselbe nicht die des berühmten Jacob van Ruisdael, von welchem sich eine sehr schöne Landschaft mit Wasserfall und der echten Bezeichnung

Ruisdael.)

in der ſtädtiſchen Gallerie unter Nr. 134 befindet. Vielleicht haben wir es hier mit einer Jugendarbeit des Meiſters, oder aber mit einer ſolchen ſeines Veters Jakob, des Sohnes von Salamon van Ruijsdael zu thun, dem ich auch die unter Nr. 142 (Zimmer 4) befindliche Landſchaft, ein Landweg mit Bäumen und einer Viehheerde, zuſchreiben möchte. Dieſe iſt ganz in der Art des Salamon Ruijsdael und in jenem wahren Sepiatone gemalt, der dieſem Meiſter eigen iſt, verräth aber durch die Unſicherheit ihrer Pinſelführung die Schülerhand. Den Meiſter erkennt man leicht und nicht nur durch die deutliche Bezeichnung

S RuySDAEL
1642

in dem Bilde Nr. 138, in welchem er uns eine in jenem goldigen Tone gemalte Canalansicht mit Schiffen und einem von einer prächtigen Baumgruppe überſchatteten Ufer vorführt. In der duſtigen Ferne laſſen ſich Thürme und Häuser einer Stadt erkennen. — Nr. 26 von Egbert van der Poel zeigt uns einen Bauernhof mit allerlei Gerümpel im Vordergrunde, wie Wagentheile, Pferdegeſchirre, Tonnen, Eimer, Körbe, ein Paar alter Schuhe, daneben einen ſchlafenden Hund und ein aus einem bunt bemalten Teller freſſendes Huhn; weiter zurück drei Schafe. Im Hintergrunde ein Bauernhaus mit daran ſtoßendem niedrigen Stall. An der Giebelfeite des Hauſes ſteht ein Bauer auf einer Leiter, um einen an der Wand hängenden Brutkaſten zu unterſuchen. Das Bild iſt in einem klaren durchſichtigen braunen Tone gehalten und trägt unten links die Bezeichnung E. van der Poel. 1658. Alſo einmal keine Feuerbrunſt, ſonſt die Lieblingsdarstellungen dieſes Meiſters. — Unter Nr. 27 erblicken wir das nicht unbekannte Bild von Caſpar Neſcher, „die drei Roſenmädchen“ genannt. Drei kleine prächtige Mädchen mit großen dunkeln Augen bekränzen, an einer mit einem Teppich überhangenen Fenſterbrüſtung ſitzend, die Statuette eines Amor mit Roſen. — Von dem ſonſt ziemlich ſeltenen J. J. Soolmaker, einem Schüler Berchems, iſt eine römische Marktſcene vorhanden, Nr. 28. Menſchen, Pferde, Kühe und Ziegen in den verſchiedenſten Stellungen und Lagen füllen den Vordergrund, während im Hintergrunde links eine Tempelruine mit forinthiſchen Säulen aufſteigt. Das Bild iſt etwas bunt und ſchwer in der Farbe. — Von Melchior Hondeloeter ſieht man einen prächtigen Hahnenkampf. — Zu der

Hauptzierde des Zimmers Nr. 1 gehört das ſchöne Kinderporträt des Prinzen Wilhelm II. von Oranien von *Antonius van Dyck*. Nr. 38. Auf Leinwand gemalt; 1,19 m hoch; 1,00 m breit. Der Prinz iſt in einem weiten braunrothen bis zu den Füßen reichenden Kleide mit weiß und roth geſchliſzten Aermeln dargeſtellt. Blondes Haar umspielt das rundliche Antlitz mit den dunkeln klug blickenden Augen. Den Kopf bedeckt ein ſchwarzes Barett mit Straußfedern. Zur Rechten des Prinzen ſteht ein ſchwarz und weiß geflecktes Windſpiel. Den Hintergrund bildet eine Teppichdraperie mit dem Wappen des ſpringenden Löwen. Die Ausführung des Kinderköpfchens iſt von vornehmer Grazie und großer Zartheit des Tones, die Hände dagegen ſind vernachläſſigt, namentlich die linke, gerade herunter hängende Hand. Wenn ich nicht irre, befindet ſich ein ähnliches Bild in Frankfurt a. M.

Im zweiten Zimmer begegnet man nur einigen wenigen Werken holländiſcher Meiſter. Unter Nr. 52 und 54 erſcheinen zwei Bilder von *Jan Joſeph Horemans* Gemüſe- und Fruchthändlerinnen in der Geſellſchaft rauchender und ſchwägender Männer an mit den verſchiedenartigſten Feld- und Gartenfrüchten bedeckten Tiſchen. Den Hintergrund bilden von Bäumen überragte Häuſer. Von unangenehmer Wirkung iſt bei beiden Bildern der unwahre grünblaue Ton, der über denſelben ausgebreitet iſt. — Erfreulich wirken zwei Landſchaften mit Vieh Nr. 75 und Nr. 76 von *Albert Klomp*, einem glücklichen Nachahmer des *Paul Potter*, von welch letzterem die ſtädtiſche Gallerie ein treffliches, leider ſehr verſteckt hängendes Werk unter Nr. 321 beſitzt.

Von den beiden Bildern des *A. Klomp* führt uns das erſte bei klarer Abendbeleuchtung auf eine hügelige Weide, auf welcher Kühe und Schafe lagern; rechts ein ſtrohbedachtes Wohnhaus, davor Hirt, Hirtin und Hund. Zur Linken freier Ausblick in die Ferne. Nr. 76 zeigt uns eine Viehherde bei Nachmittagsbeleuchtung an einem durch eine umbuſchte Schlucht fließenden Bach, an deſſen Rand rechts ein jugendlicher Hirt ſich die Füße wäſcht. Die Ausführung dieſes Bildes iſt im Vergleich zu dem erſten von nachläſſigerer Behandlung. Bezeichnet ſind beide Bilder: *A. Klomp*. F. 1681. — Von *Jacob de Bray* iſt das etwas derb gemalte Bild Nr. 73: Chriſtus erſcheint der Maria. Chriſtus, in ein weißes Tuch gehüllt, deſſen weit hinausflatternde Enden ſeinem Oberkörper zum Hintergrunde dienen, ſteht, die Rechte ſegnend ausgeſtreckt, mit der Linken nach oben weiſend, vor der an einem Altar knieenden Maria, die ſich nach rechts mit ausgebreiteten Armen zu ihm umwendet. Im Vordergrund links mehrere Folianten; zu den Füßen Chriſti Speer und Nägel. Auf den Blättern eines aufgeſchlagenen

Buches liest man links in holländischer Sprache den 25. Vers aus dem 1. Capitel des Evangeliums Lucä, rechts die Bezeichnung des Malers

Bray scit. 1665

(doppelte Größe)

Den Hintergrund bildet ein dunkler Fels, über welchen ein Lichtstreif von oben die Christusfigur trifft. Auf der Rückseite des Bildes findet sich ein alter aufgeklebter Zettel mit einer Mittheilung über den Maler nach Zuesslis Künstlerlexikon, S. 105. — Das Bild Nr. 68, ein Schimmel mit rother Decke vor einem Zelt mit mehreren Frauen, links ein von Jagdhunden begleiteter Trompeter, rechts im Vordergrunde eine Frau in rothem Kleide, blauer Jacke und weißem Kopftuch, welche mit einem Knaben spricht, der einen Leierkasten dreht und einen Hund an der Leine führt — trägt auf der Rückseite mit alter Tinte oder Farbe die nachgeahmte Bezeichnung des *Philips Wouermann* mit dem bekannten verschlungenen Zuge des Vornamens. Ein Wouermann ist das Bild nun trotz des dicken Schimmels nicht und im Verzeichniß auch vorsichtig als „unbekannt“ bezeichnet. Es ist trüb in der Farbe und in der Zeichnung nachlässig. Eine ohne allen Zweifel dem *Pieter Wouermann* zuzuschreibende Arbeit ist das Bild Nr. 170, und zwar ist daselbe eine Copie nach einem Bilde seines älteren Bruders *Philips*, welches sich jetzt in Berlin in Privatbesitz befindet und mir von einer Ausstellung älterer Meister im Jahre 1883 her nur noch in der Erinnerung bekannt ist, oder doch eine sehr nahe Anlehnung an daselbe. Es stellt einen eleganten Cavalier dar, der von seinem Schimmel abgestiegen ist, um mit einer Magd etwas handgreiflich zu scherzen. Es ist klar und leicht in der Farbe und von flüssigem Vortrage. Drei sehr schöne Bilder von *Philips Wouermann* besitzt die städtische Gemäldesammlung unter Nr. 305, 306 und 307, von denen namentlich das letztere, eine Falkenjagd mit weitem Ausblick in eine Ebene, zu den Werken aus seiner besten Zeit zu rechnen ist, während die übrigen beiden, eine Hirschjagd in der Nähe eines Schlosses und ein Ausbruch zur Jagd, schon seiner letzten Zeit angehören dürften, in welcher ein kühlerer silberartiger Ton vorzuherrschen beginnt. — Die als „unbekannt“ bezeichnete kleine fein gemalte Landschaft Nr. 83 ist in der Art des *Albert Cuyp* gemalt, von dem

ein etwas größeres Bild im Museum zu Berlin (Nr. 861 G) denselben Gegenstand behandelt: eine Frühlingslandschaft, rechts ein hoher sandiger Dünenhügel, um welchen sich ein Weg zieht. Unterhalb des Hügel eine Wasserlache mit Thierstaffage. Links niedriges Land mit einem abgebrochenen Baum. In der Ferne Häuser und Bäume. Eine Bezeichnung habe ich auf dem Bilde nicht entdecken können. Im Rahmen steht „Landschaft von J. Wijnants“.

Im dritten Zimmer fesseln zwei allerliebste gemalte kleine Landschaften des Jan Brueghel, bekannt unter dem Namen *Fluwelen* oder *Sammetbrueghel* Nr. 108 und 109. Erstere ist eine Canalansicht mit einem bewaldeten Ufer zur Rechten. Im Hintergrunde stellenweise vertretenes Ufer, Bäume und Gebäude. Das zweite Bild zeigt uns einen Waldweg mit einer prächtigen Buche am Eingange; rechts in der Ferne waldiges Terrain und Wasser. Durch die Schönheit des Tones und der Gesamthaltung überragt es das erstere. Die zierliche emailartig gemalte Staffage von Bauern und Bäuerinnen scheint der Hand des Deutschen Johann Rottenhammer anzugehören. Das ebenfalls als ein Brueghel im Verzeichniß angegebene Bild Nr. 107 ist kein echtes Bild dieses Meisters. — Unter Nr. 115 besitzt die Gallerie eine stimmungsvoll gehaltene Marine, die ich nach der sicheren und liebevoll ausgeführten Zeichnung der Details *Willem van der Velde* d. Ae. zuschreiben möchte. Das Bild ist jetzt als „unbekannt“ aufgeführt. Im Mittelgrunde liegt auf leicht bewegter See ein großes Kriegsschiff, auf welchem Matrosen beim Reffen der Segel beschäftigt sind. Im Vordergrund links ein Hafensollwerk mit Männern und Frauen, davor ein Boot mit Segel. Rechts erhebt sich eine dunkle Wolkenwand, die ihren Schatten auf den Mittelgrund der See fallen läßt, während der Vordergrund im Licht liegt. Unter den Füßen eines auf dem Sollwerke laufenden Hundes sieht man eine sehr undeutliche aus drei Buchstaben bestehende Bezeichnung. — Nr. 116 scheint eine Skizze des Jan van Goijen zu sein. Links auf einer Anhöhe eine Bockmühle. Im Mittelgrunde führt eine Holzbrücke über einen Fluß, dessen rechtes sandiges Ufer mit Gebüsch bestanden ist, über welchem das Dach eines Gebäudes sichtbar wird. Eine frühere Kohlenanlage von großen Bäumen auf der rechten Seite ist durchgewachsen. — *Ludolf Bachhuse*n ist durch ein schönes silbertöniges Bild vertreten. Nr. 123. Rechts ein unter vollen Segeln gehender stolzer Dreimaster, an dessen Hauptmast die holländische Flagge straff im Winde weht. Hinter diesem kreuzt ein zweites Schiff. Im Vordergrund liegt ein größeres Seeboot mit Mannschaft; auf der von Wellen umspülten Mole sind zwei Männer bei der Arbeit beschäftigt. Im Hintergrunde links zwei Segler, welche die offene See zu erreichen suchen.

Rechts unten bezeichnet *V. B a c h*. — Nr. 118 ist dem *P i e t e r M o l i j n* zugeschrieben. Es stellt einen mit Gebüsch umstandenen Bach dar, über welchen ein aus rohen Baumstämmen zusammengefügtter hoher Steg führt, der an beiden Enden durch Treppen zugänglich ist. Auf dem Stege steht ein angeloder Bauer, ein anderer sitzt neben ihm und sieht ihm zu; etwa in der Mitte des Steges steht ein Weib an einem Kübel. Das Bild ist dünn und skizzenhaft gemalt und in einem leuchtenden gelbbraunen Ton gehalten. Eine Bezeichnung habe ich trotz wiederholten Suchens nicht entdecken können. Der eigenartige dünnflüssige Farbonauftrag entspricht allerdings der Art des Molijn. — Schwer und dunkel in der Farbe ist das Bild Nr. 119 von *J a n v a n B r o n k h o r s t*, eine Landschaft mit hohen Bäumen und einem Bauernhause; zur Linken ein flußartiger See, an welchem Schafe weiden. Rechts unter einem mächtigen Baume sitzt mit verhülltem Gesicht *Thamar*; vor ihr steht *Juda*, ihr den Ring reichend. Das Bild hat durch mehrere alte Brüche etwas gelitten. — Nr. 130 ist eine etwas hart gemalte Mondscheinlandschaft mit Windmühlen an einem Canal von *M a r t v a n d e r M e e r*.

Neußerst fein in der Ausführung und in den Schatten von großer Klarheit ist im vierten Zimmer das Bild Nr. 136 von *G o n z a l e s C o q u e s* (1618 zu Antwerpen vermuthlich von spanischen Eltern geboren), einem Schüler *P e e t e r B r u e g h e l* III. Das Verzeichniß bringt es unter dem Titel: „Der verlorene Sohn“. Rechts an einem Tische sitzt vor einem Hause mit einem schönen Karyatidenportal in nachlässiger Haltung ein junger Cavalier, ein neben ihm sitzendes Mädchen liebfosend. Hinter dem Tische ein schönes junges Frauenzimmer mit einem Briefe in der Hand, den Blick auf den jungen Mann gerichtet; weiter zurück ein Flötenbläser in rother Mütze. Links vor dem Tische, dem Beschauer den Rücken zuehend, eine dritte Dame in Unterhaltung mit einem anderen Cavalier. Hinter dem Stuhle des ersten schleicht sich ein Junge herbei, um ihm die Börse aus der Tasche zu stehlen, wozu er von einer hinter ihm stehenden Alten ermuntert wird. Zur Rechten im Hintergrunde erscheinen die Folgen der Scene des Vordergrundes. Ein junger Mensch ohne Rock und Kopfbedeckung wird von einem Frauenzimmer, das einen Besen schwingt, aus dem Hause getrieben, während ein zweites den Inhalt eines Gefäßes aus dem oberen Stockwerk auf ihn herabgießt. — Nr. 139 ist im Katalog als *A d r i a e n B r o u w e r* aufgeführt. Inneres eines Bauernhauses. Vor einem Kamin links eine Frau Speise bereitend, hinter ihr ein essender Mann; weiter rechts ein anderer, ein Kind auf seinen Knien haltend und fütternd. Für einen Brouwer ist das Bild zu flach, die Farben sind kraftlos und verschwommen und besitzen nicht die Brouwer eigenthümlichen Töne. — Nr. 140

erinnert an David Teniers d. J. und ist vielleicht eine Copie nach ihm; der Katalog bezeichnet das Bild als unbekannt. Es stellt einen in einer Bauernstube auf einem niedrigen Schemel sitzenden Bauern dar, der mit nachdenklich breitem Gesicht den Rauch aus seiner Thonpfeife durch die zusammengekniffenen Lippen bläst. Hinter ihm sitzt ein anderer mit aufgerissenem Munde, scheinbar ein Lied plärrend. Im Hintergrunde ein Bauer und ein Kriegsknecht beim Kartenspiel. — Von Frans de Mompert ist unter Nr. 145 eine ziemlich wirr aussehende größere Canalanfsicht mit Gebäuden und Brücken, sehr eintönig und schwer gemalt. — Eine sehr duftig und zart gemalte Dame in weißem Kleide an der Wiege ihres Kindes sitzend, Nr. 147, ist von Eglou Hendrik van der Meer. Rechts im Hintergrunde führen sechs Stufen in ein höher gelegenes Gemach. An der untersten Stufe bezeichnet E. V. NEER. Ft. 1665. — Das im Katalog dem Quinten Massys zugeschriebene kleine Bild Nr. 155 mit der Anbetung der Könige scheint mir eine ältere Copie nach dem berliner Bilde Nr. 569a, welches der dortige Katalog als in der „Art des Quinten Massys“ aufführt. — Die prachtvolle Marine (Zimmer V) mit einem größeren und zwei kleineren vor dem Winde laufenden Schiffen Nr. 159, mit einer dunkeln vom Horizont zur Mitte aufsteigenden Wolkenpartie ist eine vorzügliche Arbeit des Jan Porcellis, dessen Monogramm J. P. sich an einem im Vordergrunde befindlichen Seezeichen befindet:



Von A. van Lijnden, einem scheinbar wenig bekannten Meister, ist ein fleißig gemaltes Stilleben Nr. 160 vorhanden; Weintrauben, Aprikosen und Pflirsche auf dunklem Grunde. Rechts unten bezeichnet:

A v Lijnden.
f. 1653.

Die im Katalog als „unbekannt“ aufgeführte Winterlandschaft Nr. 161 mit Schlittschuhläufern, Spaziergängern und der charakteristischen Figur auf der linken Seite im Vordergrunde ist ein sehr guter Jsack van Ostade. An denselben Meister gemahnt auch die etwas wüste Kirmeszene Nr. 164, während der an einem Tische mit dem Schneiden eines Gänsefells beschäftigte Mann in der lilafarbenen Weste, der grünen Schürze und graugelben Jacke, mit dem hohen Filz auf dem Kopfe Nr. 162 mit Recht dem Adriaan van Ostade zugeschrieben ist. — Von A. J. Duck ist die etwas sehr lose Scene zwischen einem Reiteroffizier und einem lachenden Mädchen, das sich seinen Umarmungen zu entwinden strebt und dabei einer weiter rechts sitzenden Alten eine Börse zusteckt, Nr. 165, in glatttem flüssigen Vortrage. — Die beiden kleinen dem Cornelis van Poelenburg zugeschriebenen Bildchen Nr. 166 und 168 sind aber nicht von diesem Meister, sondern von Willem van Mieris. Sie erinnern auf den ersten Blick allerdings lebhaft an den Ersteren, tragen aber die deutliche Bezeichnung W. v. M. und erreichen in ihrer etwas einförmigen Abtönung nicht die Eleganz und Flüssigkeit des Poelenburgschen Vortrags. — Daß der dem Adriaan van Ostade zugeschriebene kleine Mädchenkopf Nr. 167 eine Arbeit des Alexander Thiele ist und dessen Bezeichnung A. Th. trägt, mag beiläufig erwähnt sein. Nr. 176 Kirmes auf einer Dorfstraße inschriftlich von G. Droochsloot, einem Nachahmer des Adriaan van Ostade, ist düster und hart in der Farbe; ein vorzügliches Porträt dagegen ist Nr. 180 von der Hand des Jacob van Loo, jedenfalls noch während seiner Amsterdamer Thätigkeit entstanden. Das Bild stellt einen Gelehrten in schwarzer Tracht und schwarzem Käppchen dar. Das energische Gesicht mit grauem Schnurr- und Knebelbart ist etwas geröthet. Die linke, scheinbar verstümmelte und von einem Handschuh bedeckte Hand ruht auf der Brust, die kräftige Rechte dagegen auf einem Buche. Wen mag dieses vornehme Bildniß darstellen? — Von Hendrik Verschuring sind zwei Reiterbilder Nr. 177 und 195 vorhanden, davon das erstere und bessere aus dem Jahre 1674. — Von Jan Frans van Bloemen ist eine schöne italienische Landschaft Nr. 179; rechts unten bezeichnet: J. F. v. Bloemen. Ein sehr klar und hell gemaltes Bild von Gerrits Lunders ist Nr. 188, Bauern in einer Schenke beim Kartenspiel darstellend; auf der rechten Seite bezeichnet: G. Lunders fec. 1651. — Daß das Bild Nr. 185 ein Jan Steen sein soll, bezweifle ich noch, obwohl es in der Farbe Manches von diesem Meister hat. An einem mit rother Decke und einem weißen Laken bedeckten Tische sitzt links in einem freundlich ausgestatteten Zimmer ein schwarz gekleideter, jovial aussehender Herr, welcher der vor dem Tische sitzenden, dem Beschauer zugewendeten Frau, die ein Kind auf dem Schoße hält, ein Glas

Wein zu reichen im Begriff ist. Rechts im Hintergrunde Einblick in ein anderes Zimmer, aus welchem eine Magd mit einer Schüssel in der Hand tritt. Links im Vordergrunde auf dem roth und grau getäfelten Fußboden liegen Papierrollen und ein Foliant in gelbem Einband, darauf die Inschrift: *M e m o r i a e l* (das unten stehende Monogramm) und die Jahreszahl 1670.



Das Monogramm ist mir nicht bekannt.

Unter den Werken von Meistern deutscher Schulen steht oben ein prachtvoller kleiner Hausaltar aus dem Jahre 1520 mit zwei Flügeln, oben halbkreisförmig. Bei geschlossenen Flügeln erblickt man links St. Johannes, in der Linken einen goldenen Kelch mit der Schlange haltend, über den er segnend die Rechte ausgestreckt hat. Sein Mantel ist roth, das Unterkleid ein saftiges Blaugrün. Ihm gegenüber steht rechts St. Jakobus minor mit Keule und Buch im blaugrünen faltigen Mantel, darunter ein Unterkleid von etwas mehr ins Bräunliche fallendem Tone. Beide stehen in einer Landschaft, in welcher sich die Motive derjenigen des inneren Mittelbildes wiederholen. Zu ihren Füßen Rasen mit großen Blumen und Blättern. Bei zurückgeschlagenen Flügeln erscheint im Mittelbilde Maria mit dem Jesusknaben auf dem Schoße. Sie trägt ein dunkelblaugrünes Kleid, das an den Armelauffschlägen heller gehalten ist. Ihre Kniee deckt ein leuchtend rother, mit Pelz gefütterter Mantel. Die rechte Brust hat sie entblößt und stützt sie mit der rechten Hand. Das liebliche, fein geschnittene Oval des Antlitzes umrahmt lockiges blondes Haar, dessen Lichter stellenweise mit Gold erhöht sind, ein duftiger Schleier umschlingt die Stirn und wallt hinter dem Christuskinde nach unten. Dieses, ein voller schöner Knabe, sitzt mit nach rechts gewendetem Kopfe auf einem Goldbrocattkissen mit saftgrünem Futter und hält in der Linken eine Schnur, daran ein Täubchen flattert. Hinter der Gruppe heben drei trefflich modellirte halb bekleidete Engelsfigürchen mit bunten Flügeln eine dunkellilafarbene Draperie mit schmaler Goldborte und grünen Umschlägen empor. Zu beiden Seiten dieser Draperie wird eine in blaugrünen kühlen Tönen gehaltene Landschaft sichtbar, deren Horizont — besonders rechts — eine schön beleuchtete Berggruppe abschließt. Zu den Füßen der Berge rechts eine Stadt mit Thürmen; mehr im Vordergrunde ein Bauernhof mit einer Schafhürde. Links ebenso bergige Landschaft. Mehr zum Vordergrunde wiederum ein Bauernhaus mit einem Reiter und Fuß-

gängern. Davor ein von Schilf umstandener See mit einem schwimmenden und einem tauchenden Schwan. Alles dieses in sauberster und duftigster Ausführung. Auf den Flügeln links ein Donator im Pelzmantel und rothem Unterleide vor einem grün bedeckten Altar knieend; rechts eine Donatrix in weißem Kleide mit dunkelbraunem Sammetkragen, reich mit Geschmeide aller Art geschmückt. Zu den Häuptern der Beiden je zwei Wappen.

Sämmtliche Bilder sind auf Goldgrund gemalt und besitzen eine wunderbare Leuchtkraft und Durchsichtigkeit. Die Zeichnung der einzelnen Gestalten ist scharf und bestimmt im Contur, ohne hart zu sein. Eine Bezeichnung habe ich trotz eifrigsten wiederholten Suchens nicht entdecken können. Die Malerei ist auf Holztafeln ausgeführt. Das Mittelbild hat im Rahmen gemessen eine Höhe von 0,77 m und eine Breite von 0,615 m; die Flügel sind je 0,265 m breit. Die Jahreszahl 1520 findet sich an der Schließe der äußeren Flügel. Dieselbe ist jedoch vermuthlich einer älteren nachgemacht, wenigstens entspricht die Ziffer 5 nicht dem Charakter der übrigen Zahlen. Sie wird wie die Umrahmung aus dem Ende des vorigen oder dem Anfang unseres Jahrhunderts stammen.

Stil und Ausführung dieses kleinen Altars weisen auf einen Meister süddeutscher Schule, der unter Dürerschem Einfluß gebildet sein muß und dem Hans Baldung, gen. Grien, sehr nahe verwandt erscheint. Eine genauere Bestimmung, die für die Kunstgeschichte von großem Nutzen wäre, läßt sich allerdings nur erreichen durch ein unmittelbares vergleichendes Studium der Werke dieses oder eines zeitgenössischen Meisters mit dem rigaschen.

Unter den in der Sammlung befindlichen Werken von Meistern älterer deutscher Schulen findet sich unter Nr. 34 das vorzügliche Bildniß eines etwas nach rechts gewendeten Cavaliers von Joachim Sandrart, 1650 in holländischer Art gemalt. Der Cavalier ist in Lebensgröße in einem reichen mit Goldborten geschmückten rothen Anzuge dargestellt; mit größter Treue sind die Spitzenärmel, der Kragen und die Spitzen an den umgeschlagenen Stulpen der Stiefel wiedergegeben. Der Kopf ist modellirt, doch etwas schwer in den braunen Schatten. — Von Adam Elzheim er ist ein kleines Rundbildchen vorhanden, Nr. 88, eine Baumgruppe am See unter einem tiefblauen Himmel, mit kleiner Staffage von Vieh. Das Bildchen (0,17 m Durchmesser) zeugt von einem liebevollen Naturstudium; leider ist es im Firniß stellenweise nachgedunkelt und streifig geworden. Ein etwas flach gemaltes Bild einer alten Frau von Balthasar Denner, geb. 1687 zu Hamburg, † 1749 zu Rostock, Nr. 85, könnte als das letzte in dieser Reihe angeführt werden.

Die Mehrzahl der übrigen Gemälde gehört verschiedenen deutschen

Meistern an, deren Hauptthätigkeit in den Ausgang des vorigen und in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts fällt, also mehr oder weniger die Zeitgenossen des Begründers der Sammlung waren. Von dem Tausendkünstler Christian Wilhelm Ernst Dietrich, oder wie er sich mit Vorliebe zeichnete Dietrich sind nicht weniger als fünf Gemälde vorhanden, und zwar drei Landschaften und zwei Studienköpfe. — Unter den vorzüglicheren Arbeiten mögen die der folgenden Künstler genannt sein: zunächst unter Nr. 44 eine schwermüthig gestimmte Landschaft mit Felsen von Karl Friedrich Lessing aus seiner früheren berliner Zeit, und Nr. 193 die Desskizze zu dem 1842 ausgeführten im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. unter Nr. 369 befindlichen Gemälde, Fuß vor dem Concil zu Costnitz. — Der prächtige Andreas Achenbach ist durch eine kleine Marine Nr. 42 und eine Winterlandschaft, Windmühle an einem beeißten Canal mit Schlittschuhläufern, Nr. 43, vertreten. — Dasselbe Sujet des letzteren Bildes behandelt Andreas Schelfhout (neuere holländische Schule) auf seinem Bilde Nr. 15. — Nr. 51 ist eine Marine von Karl Schotel aus dem J. 1803. — Von dem ehemaligen dresdener Professor Johann Christian Klenzel sieht man unter Nr. 55 eine mit großem Fleiße durchgeführte Waldlandschaft in Abendbeleuchtung. — Die Mondscheinlandschaft von Caspar David Friedrich, Nr. 56, ist in den Formen etwas verblasen und manierirt. — Nr. 62 ist ein vorzüglich gruppirtes und in der Farbe lebhaft gehaltenes Bild, ohne deshalb bunt zu wirken, von C. Pistorius. Es stellt einen Wildprethändler dar, der in einer Küche seine Waare zum Kauf anbietet; die schlau lächelnde hinter ihm stehende Köchin scheint ihm einen elenden Preis geboten zu haben, der seine ganze Verachtung hervorruft. Von trefflicher Ausführung ist das Kupfergeschirr im Vordergrund. Nr. 133 von demselben Meister, Bauern bei einem Winkeladvocaten, ist dagegen etwas trockener gehalten. — Von dem Wiener P. Fendi besitzt die Gallerie zwei Bildchen, Nr. 60 die Scene aus Schillers Glocke: Einen Blick nach seiner Habe etc., und Nr. 102 einen kleinen Violinspieler, beide von guter Naturbeobachtung, doch etwas matt in der Farbe. — Joh. Christ. Reinharts italienische Landschaft mit antiker Staffage, Nr. 66, ist bei einem düsteren Tone in den Baumpartien noch sehr manieristisch behandelt, dagegen zeigt uns das Bild Nr. 127 den Altmeister Johann Anton Koch auf der Höhe seines Schaffens. Das Bild stellt ebenfalls eine italienische Landschaft dar. Rechts auf der Höhe eine Burg, darunter am Abhange des Berges eine von Laub fast versteckte Osteria; aus derselben tritt ein junges Weib, um einen ihr entgegenkommenden Jäger zum Eintritt einzuladen. Links ein Fluß mit darüberführender Brücke. — Von D. W. Lindau aus Dresden ist ein größeres

Gemälde Nr. 69. Ein italieniſcher Charlatan zu Pferde, begleitet von einem Mohren als Trompetenbläſer, hat ſoeben einem Manne einen Zahn gezogen, den er den Zuſchauern auf der Spitze ſeines Degens präſentirt, während der Patient ſich in ſchmerzhafter Geberde abwendet. Schön durchgebildet iſt eine Gruppe von jungen Kömerrinnen am Brunnen rechts; eine prächtige Figur iſt auch der rechts im Vordergrund ſitzende und dem Vorgange zuſchauende Schuſter. — Chriſtian F. B. Morgenſtern iſt durch vier Landſchaften vertreten; Nr. 61 die Oſtſeite des Frankenhofes in Frankfurt a. M., ein etwas düſteres, aber ſehr ſorgfältig gemaltes Bild; Nr. 81 eine Schiffswerft; Nr. 132 eine Anſicht des Hafens von Marſeille, 1842 gemalt, in einem unangenehm wirkenden roſigen Tone, und Nr. 134 eine Landſchaft mit Bäumen an einem See. — Der ehemalige berliner Akademiedirector F. G. Weiſſch begegnet uns in zwei kleinen Landſchaftsbildern Nr. 87 und 89, die zu ſeinen beſten Leiſtungen gerechnet zu werden verdienen. — Die Anlehnung des Düſſeldorfer Ernſt Deger an rafaeliſche Vorbilder vergegenwärtigen Nr. 104, eine kleine Wiederholung des Bildes in der Jeſuitenkirche zu Düſſeldorf, Maria mit dem Jeſusknaben von anmuthigſter Zeichnung und klarſter Tönung, und ein kleines Madonnenbild unter Nr. 199. — Von Johann Kirner iſt ein größeres Bild, Nr. 125, aus ſeiner italieniſchen Periode, eine Wallfahrt darſtellend, lebendig und friſch gemalt, und von deſſen Zeitgenossen, dem fleißigen H. Bürkel, eine ſeiner beliebten Schilderungen aus dem italieniſchen Landleben: Bauern, Bäuerinnen, Mönche und Gefindel aller Art vor einer Oſteria in kräftiger, ſcharf umriſſener Zeichnung und klarer Beleuchtung, Nr. 137. — Das kräftig und paſtös gemalte kleine Bild Nr. 131, ein Wrack bei heftiger Brandung an einer Felsenküſte, iſt von dem Norweger J. Chr. Dahl. — Zum Schluß mögen noch erwähnt ſein: Nr. 149, ein Grabgewölbe, welches durch das vom Hintergrunde aus durch die offenen Fenster einfallende Mondlicht ſpärlich beleuchtet wird, von dem zu Venedig geborenen A. de Piana; ein ſehr ausdrucksvoll gemaltes Thierſtück Nr. 154 von C. Kunz vom Jahre 1825, eine miniaturartig gemalte Deſſkizze aus dem italieniſchen Volksleben, Nr. 201 von J. Aug. Raft und eine kleine Landſchaft unter Nr. 172 von dem Düſſeldorfer Profeſſor Caſpar Scheuren.

An Werken aus Riga ſtammender Meiſter beſitzt die Gallerie folgende: von dem leider ſehr jung geſtorbenen A. Heubel (geb. 1813, † 1849 zu Riga), einem Schüler Eduard Bendemanns, Nr. 47, des Malers Selbſtporträt; Nr. 103 Hiob, umgeben von ſeinen Freunden, in der Aſche trauernd; Nr. 157 die Farbenskizzen zu dem Bilde: die drei Männer im feurigen Ofen und Nr. 187 Moſes. — Von J. C. Bähr (geb. 1801 zu Riga, † 1869 zu Dresden, Profeſſor der dresdener Akademie) iſt unter

Nr. 46 das Bildniß des javaschen Prinzen Salek zu erwähnen, und von dem noch lebenden Professor der petersburger Akademie Rizzoni ein Bild Nr. 96, einen Juden und einen alten Soldaten beim Würfelspiel darstellend.

Was die Gallerie an Werken italienischer Schulen besitzt, ist nicht von großer Bedeutung. Von den einzelnen Werken der Schulen anderer Länder mag noch das durch sein Sujet und seine saubere Ausführung an Philips Wauverman erinnernde Bild des Engländers Sir Edwin Landseer, Nr. 98, Halt vor einem Hause, erwähnt werden.

Das Bildniß des Mannes, der mit feinem Kunstverständniß begabt, diese Sammlung anlegte, ist unter Nr. 183 erhalten. Es wurde im Jahre 1815 in Paris von Vouilly gemalt.

W. Neumann.





Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840).

(Fortsetzung.)

Meine Jugendzeit war eine Zeit großer Nüchternheit. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Lindernde Thränen, auch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gefellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie ertrüg' er es dann!“ — Auch zu Freudenthränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schulsche Gut Ridjårw abgeholt wurden, nahmen unter Thränen auf drei Tage von einander Abschied, wie wenn Jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.

Bei den holperigen Landstraßen und Dorfwegen wurde überhaupt wenig gereist; man begnügte sich mit der nächsten Umgebung. Mancher städtische Bürger, der ein Pferd und eine breite Droschke hielt, kutschte selbst seine ganze Familie, um im nahen Tschelfer, dem sog. Weißen Roß, oder in Rathshof mit den Seinen im Grünen oft wenig schmackhaftes Bier oder Meth aus dem dortigen Krüge zu trinken. Auch T.s, unsere liebsten Bekannten, hatten im Tschelferschen Dorfe Plegilisse sich ein Lusthäuschen und eine Regelpbahn erbaut, wohin sie an Sommertagen hinausfuhren, während mein Vater mit seiner Familie zu Fuß dorthin ging.

Als wir einmal am Spätabend heimzogen und ich den Anderen nacheilte, wurde ich von einem stattlichen Ziegenbocke wiederholentlich umgeworfen, den ich einige Stunden zuvor durch Steinwürfe erbittert hatte, als er sich in der Herde so stolz gegen einen anderen Ziegenbock stellte. (Auf dem

Fechtboden der Universität wurde ich später bei Paufereien bisweilen an diese würdevollen Kämpfen erinnert.) Ein anderes Mal ging ich mit dem alten T. hinaus, der gerade bei guter Laune war und mir aus einem großen ledernen Geldbeutel einen silbernen Fünfer oder Zehner versprach, wenn ich ihm ein kleines Rechenexempel rasch und richtig im Kopfe ausrechnen würde, was mir auch glücklich gelang. Das Silberstückchen glaubte ich am besten im Munde zu verwahren, schluckte es aber leider herunter und war sehr unglücklich darüber, bis es auf natürlichem Wege wieder herauskam. Ich war sehr froh, über diesen wohlverdienten Lohn frei disponiren zu können. Mit dem blanken Silberrubel, den ich von den Eltern zu jedem Geburtstag bekam, war das anders, weil dieser für meine Kleidung verwandt wurde.

Meine fleißigen älteren Schwestern mußten sich Taschengeld durch geschickte kleine Handarbeiten selbst zu verdienen. Als Schülerinnen der Töchter-
schule verstanden sie es auch, mit ihren hübschen Schulfreundinnen gar zierliche Blumen bei uns anzufertigen und zu coloriren. Ich sah dem wohl auch gerne zu, aber wenn sie sich vor mir in einen alten Wagen, der in einer Baracke auf dem Hofe stand, zurückzogen, erschreckte ich sie noch lieber durch Steinwürfe auf die Wagenthür oder die Räder und lachte laut über ihr erschrecktes Geschrei. Ich mochte damals wohl recht unliebenswürdig sein, daran war aber wohl auch der Mangel an einer Freiheitsphäre schuld, da ich in all meinem Thun und Lassen durch strenge Vorschriften sehr eingeengt und beschränkt war.

In der Büchersammlung meines Vaters durfte ich eigentlich nicht kramen. Dort hatte ich mir einmal, von einer Sprosse des Repositoriums herabfallend, eine Wunde gerissen, von der ich noch lange Jahre auf der Stirn eine weiße Narbe trug. Eines Tages aber erwischte ich dort ein Duodezbandchen mit lateinischen Lettern, ohne Titelblatt; wie ich aus der Lectüre allmählich ersah, Schillers Johanna von Orleans. Ich suchte einen Versteck in dem Wagen der alten Baracke und vertiefte mich schnell in diese romantische Tragödie. Schon Johannas Monolog im Vorspiel riß mich hin: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ zc. Nach dem zweiten Acte, den ich noch immer heimlich las, konnte ich es nicht mehr aushalten; meine Augen waren vom Weinen verquollen, ich fühlte es wie ein Stück im Halse, ich mußte die Schlußworte des Ganzen zum Voraus lesen: „Wie wird mir, leichte Wolken heben mich, der schwere Panzer wird zum Flügelkleide, kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“ Diese Worte sind mir seitdem im Gedächtniß geblieben, und damit gewann ich eine bleibende Schwärmerci für deutsche Dichtung.

Das half mir über Manches hinweg. So konnte ich es jetzt auch leichter verschmerzen, daß wir keinen Weihnachtsbaum hatten, wie andere

Kinder, obwohl mein Vater nicht hinderte, daß uns von Fremden zwei Mal ein Weihnachtsbaum unerwartet ins Haus gestellt wurde. Der gute Vater, ein Rationalist vom reinsten Wasser, mußte mit dieser Feier keinen vernünftigen Sinn zu verbinden und machte uns lieber zu Neujahr kleine Geschenke. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Rousseaus, aus dessen Emile ich Auszüge in deutscher Sprache von seiner Hand gesehen habe. Das klassische Zeitalter der Franzosen stellte er sehr hoch und darnach richtete sich seine Geschmacksbildung. Die neueren Franzosen mochte er weniger. Besonders gern aber las er französische Memoiren, wie er denn in der Geschichte, besonders der neueren, sehr bewandert war. Mit der Kantischen Philosophie wohl bekannt, ein Verehrer von Goethe, Schiller, Herder und Wieland, mußte er mich früh durch seine Unterhaltung geistig anzuregen, insbesondere für das Studium altgriechischer Literatur und Kunst. Er las die griechischen Historiker und Dichter in deutscher Uebersetzung, und ich weiß nicht, ob oder wie viel er Griechisch verstand. Aber die französische Literatur liebte er und sprach die französische Sprache, empfahl auch sehr französische Urbanität und Sitte und gestattete uns Kindern nicht, die Eltern und älteren Verwandten wiederzuduzen, was er grossièreté allemande nannte, ich aber als einen Mangel an Zutraulichkeit empfand.

Obwohl mein Vater in dem burschikosen Jena studirt hatte (von dem Zachariäs „Renommist“ so hochtrabend zu erzählen weiß) und obwohl sich in seinem Stammbuche die Namen vieler Commilitonen fanden, war er doch allem burschikosen Wesen in Dorpat sehr abhold. Freilich trieben es die Studenten der ersten Zeit auch sehr arg. Das stehende Theater hieselbst, von dem ich als Knabe auch noch einige Vorstellungen angesehen, mußte aufgehoben werden wegen der Intriguen der Studenten mit den Schauspielerinnen, und freche Reime, mit Bleifeder auf die Dombänke geschrieben, meldeten gelegentlich mit Namensnennung die Folgen ihrer Liebesverhältnisse. Auf den Bällen der Bürgermusse war ewiger Skandal. Auch wurde einmal eine Prügelei der Studenten mit russischen niederen Kaufleuten so wüthend auf der steinernen Brücke fortgesetzt, daß die Letzteren einen Kurländer, stud. R., schon über den Rand der Brücke gehoben hatten, um ihn im Embach zu ertränken, wovon sie nur auf die flehentliche Bitte eines Pedells abstanden. Einem der gemißhandelten Kaufleute kostete die Prügelei nach ein paar Tagen das Leben. Am anderen Vormittag sah ich auf der Brücke tellergroße Spuren geronnenen Blutes. Einige Hauptanstifter dieses Greuels wurden relegirt oder erhielten Festungsarrest. Der Besuch der Bürgermusse wurde den Studenten unter Androhung der Relegation verboten, aber später oft genug umgangen, da die Handwerkerkötchter lieber mit Studenten als mit Handwerksgefelln tanzen mochten. Die Studenten durften auch eine goldgestricke

Uniform tragen. Um so mehr contrastirte der Anblick eines Studenten, den ich mitten am Tage in vielbefuchter Straße hinter dem Rathhause in weißleinenen Unterhosen und rothen Pantoffeln, im bunten Schlafrock, dem wesentliche Partien fehlten, den Bauk Helm auf dem Kopfe und den Hieber in der Hand, begleitet von anderen Commilitonen, die mit Knotenstöcken oder Keulen bewaffnet waren und unanständige Lieder sangen, ungenirt einhersehreiten sah, ohne daß Pedell oder Polizei sie hinderte. Ja, es wurde erzählt, daß beim Verbrennen der Fackeln nach einem solennen Fackelzuge auf dem sog. wilden Dom ein Student, der begrabenen Burschenfreiheit zu Ehren, seine ganze Kleidung in die lodernnden Flammen geworfen und baar und blank heimgekehrt sei, wo ihm die bei diesem Anblick entsetzte Hausmagd die Thür hatte öffnen müssen.

Auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen schubsten sich streitsüchtige Studenten mit ihren Commilitonen oder mit Handwerksgefelln und riefen, wenn sie dabei den Kürzeren zogen, ihre Kameraden zu Hilfe, was man Knotenhezen nannte. Diese Rohheiten kommen jetzt gewiß selten oder gar nicht mehr vor, seitdem die Söhne der Handwerker, statt das Gewerbe des Vaters fortzusetzen, häufig die Schulen und die Universität durchmachen, um als Gelehrte oder Beamte ihr Fortkommen zu suchen, während die Töchter die Töchterchule mit dem Gouvernantenexamen beenden, womit sie sich ebenso eine Stellung im Leben sichern. Diese gebildeten Kinder wissen dann auch einen gebildeteren Ton im Hause aufrecht zu erhalten, schließen aber unvermeidlich die Werkgefelln vom bisherigen Leben in der Familie ihres Meisters aus; und ich habe später junge Handwerksmeister in Dorpat sagen hören, daß sie, um Frauen zu bekommen, sich nach den kleineren Städten wenden müßten, weil die dorpater Handwerkerstöchter auf studirte Heirathscandidaten rechneten.

Als Secundaner der Kreischule machte ich die Bekanntschaft eines hübschen Knaben derselben Klasse, Fritz Körber, Sohn des Predigers Körber, und wurde als guter Kamerad des Sohnes für die Ferienzeit in das gastliche Predigerhaus zu Wendau eingeladen. Der Pastor hatte sich die Einwilligung dazu von meinen Eltern selbst erbeten. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, wo ich, zum ersten Male von meinem Elternhause getrennt, unter fremden Hausgenossen mich zu bewähren hatte. Der Pastor setzte es bei meinen Eltern durch, daß ich die ganze Ferienzeit in Wendau zubringen durfte, wo man mich sehr liebevoll wie einen Sohn des Hauses behandelte. Zwar kam mir dort Alles sehr verschieden von dem vor, was ich in der Stadt gesehen und erlebt, allein ich fand mich schnell dahinein und wurde während meiner ganzen Schul- und Studentenzeit zu den Festtagen und in den Ferien freundlich dort empfangen.

Nur 22 Werst von Dorpat entfernt war Wendau leicht für mich erreichbar und ich wurde mit den Körberschen Söhnen zusammen dorthin abgeholt, die allmählich auch in meinem elterlichen Hause heimisch wurden.

Alle Glieder der Körberschen Familie waren musikalisch, und ihr Gesang wurde durch den tiefen Bass des Pastors sehr unterstützt, der sogar in der dorpater Johanniskirche die ganze Gemeinde überönt haben soll. Er war ein großer stämmiger Mann, der als jenaer Student auf einer Ausbildung des Auszuges der jenaer Studenten mit einem Streithammer in der Faust abgebildet war, wie er mir selbst gezeigt hat. Ein großer Alterthümer, mit ausgesprochener Liebhaberei für alles in dieses Fach Schlagende, hatte er ganze Bände von Collectaneen über livländische Geschichte zusammen gebracht und besaß ein Raritäten- und Naturalien cabinet in einem achteckigen Lusthäuschen seines Parks, das er gern auch Gästen vorzeigte. Er führte auch nach wissenschaftlichen Werken eine Topographie des alten Jerusalem auf einem Thonrunde aus, woran er viele Jahre arbeitete, indem er die Gebäude aus Mabafter schnitzte. Seine Frau, die Pastorin, war eine kleine magere Frau von energischem Charakter und durch ihre Persönlichkeit dem Manne offenbar weit überlegen. Ich erfreute mich bald ihrer Gunst, sie ließ mich gern vorlesen, selbst Predigten, und wußte unsere Unterhaltung, obgleich sehr langsam sprechend, doch immer anzuregen und belehrend zu machen. Die älteste Tochter Pauline war ein seelenvolles Geschöpf, sang und dichtete sehr artig, sorgte liebevoll für Alle im Hause und zog später in die Stadt, um ihre Brüder, die Gymnasiasten, unter ihrer Pflege zu behalten.

Wir Knaben arbeiteten auf dem Lande Vormittags fleißig an unseren Schul- und Ferienaufgaben, badeten in dem nahen Teiche und schwammen in demselben umher, gingen mit den Mädchen zusammen spazieren oder ich las abends vor. Zuweilen wurden wir auch in die Nachbarschaft geladen, oder hatten von dort oder auch von der Verwandtschaft Besuch, und ich hatte nie das drückende Gefühl, ein Fremder zu sein. Auch machte ich mit der Familie einen Besuch beim Schwager des Pastors, dem Pastor Hehn in Odenpäh, einer reizenden Gegend, und wurde dort ebenfalls liebevoll aufgenommen. Ja, die Söhne des Pastors Hehn, obwohl jünger als ich, wurden mir später sehr liebe Freunde. Jetzt ruhen sie längst unter der Erde. Der alte Pastor Hehn wurde mein besonderer Gönner und mein Weg führte mich oft auch später dorthin in die reizende Gegend und zu diesen braven Menschen.

Aus jener Schul- und Studentenzeit ist mir noch manche Scene, die ich im Wendauschen Familienkreise erlebt, in lebhafter Erinnerung. Zu den Winterferien wurde ich von dem ältesten Sohne des Hauses dorthin abgeholt und in den schönen Weihnachtsfeiertagen las uns der Pastor eine launige

Erzählung von Theodor Amadeus Hoffmann in seiner gemüthlichen Weise vor, nachdem wir zuvor mit Kaptschello regalirt worden; es war „Meister Martin der Rüsner und seine Gesellen“. In den Osterferien wurde ich einmal — es war am 1. April und stürmisches Wetter — beauftragt, eine alte Liniendroschke, die des Weges gezogen kam, anzuhalten und die darauf sitzenden Herren und Damen aufs Pastorat zum Frühstück zu laden. Die Damen waren sehr verschleiert, die Herren sehr gegen den Wind verhüllt. Ich richtete meinen Auftrag zierlich aus, eilte nach Hause, kleidete mich um und erschien beim Frühstück, wo ich die Gesellschaft noch ebenso eingehüllt fand, bis plötzlich Alle in ein helles Lachen ausbrachen. Es waren die Hausgenossen selbst, die sich diesen Aprilspasß mit mir erlaubt hatten, da sie nur zu wohl wußten, daß ich, erfüllt von der Wichtigkeit meines Auftrages, weder die Equipage, noch die Pferde, noch auch meinen Schulkameraden Fritz, der unverkleidet auf dem Boocke saß, beachten würde. Derartige Scherze kamen öfter vor.

Beim Vorzeigen seiner Alterthümer an Fremde setzte der Pastor sich selbst einmal einen Ritterhelm auf, bekam denselben aber nicht wieder herunter, weil eine Feder zugeschnappt war, was ihn nöthigte, sogleich nach Dorpat zum Schlosser zu fahren. Dorthin war er auch einmal geladen worden, um eine Inschrift auf einem Brette, das bei Renovation des Inneren der Johanniskirche gefunden worden, zu erklären. Als er sich dort einfand, wies ihm der Baumeister Geist, ein Riese an Gestalt, der von seiner Heldentärke selbst viel zu erzählen wußte, nur das glatt gehobelte Brett noch vor, was den getäuschten Pastor zu dem Ausrufe nöthigte: „Sie sind wohl ein langer Geist, aber kein großer Geist!“

Als ich 12 Jahre alt war, lernte ich bei der Taufe eines Sohnes im Pastorat Wendau mehrere Verwandte der Familie kennen, darunter einen französischen Sprachlehrer D. aus Reval, der von dem Brande der Dairkirche sehr lebendig zu erzählen wußte. Als er von der Schwester des Pastors das Jawort erhalten, mußte er gerade in dringenden Geschäften zu Fuß nach Dorpat gehen und versprach seiner Braut, die ihn erwarten wollte, noch vor Nacht wieder in Wendau zu sein. Bei der Rückkehr fand er die Fähre am jenseitigen Ufer des Embach und bemühte sich vergebens, den Fährmann herbei zu rufen, der zweifelsohne im gegenüberliegenden Krug schlief. Kurz entschlossen hatte er sich erst gehörig ausgeruht und war dann, seine Kleider in der Linken haltend, mit der Rechten die Wellen theilend, über den Embach geschwommen, hatte die noch übrigen 12 Werst wieder zu Fuß zurückgelegt und seine harrende Braut noch mit einer Umarmung erfreuen können. Ich bewunderte diese Heldenthat der Romantik und dachte an Schillers Hero und Leander.

Damen, die an schönen Sommertagen aus dem nahen Kurrista auch wohl zu Fuß nach Wendau kamen, einmal sogar im Maskenkostüm, ließen sich gelegentlich auch auf einen improvisirten Tanz ein. Ich führte bei solch einer Gelegenheit eine Mazurka auf, kniete dabei nach polnischer Sitte nieder, wirbelte meine Dame ein paar Mal um mich herum und küßte ihr beim Aufstehen zierlich die Hand, wofür ich von den Tänzern nachher sehr gelobt wurde. Ich glaubte auch meine Sache sehr gut gemacht zu haben, hörte aber dann zu meinem nicht geringen Aerger, daß meine Tänzerin zu dieser Huldigung höhnißch gelacht habe. Die jungen Damen schnitten gern im Park ihre Namen in die weiße Rinde der schlanken Birken zum Andenken ein. Wir Knaben unterließen nicht, Jeder unter dem Namen seiner Lieblingsdame ein von einem Pfeile durchschossenes Herz und darunter den eigenen Namen einzuschneiden, mußten aber zu unserem Verdruß erfahren, daß manche der jungen Damen diese zarte Huldigung übel genommen hatte, denn wir fanden entweder das Herz ganz ausgerissen oder den Namen eines der Betheiligten, der Dame oder ihres Huldigers. Da ich nicht hüßlich, nur manierlich und unterhaltend war, konnte ich diese Chicane der jungen Damen mir wohl erklären und wußte mich in mein Schicksal zu finden, sie ärgerte mich mehr in Betreff meiner schmucken Kameraden. Vielleicht hatte aber auch die gütige und immer kluge Pastorin in aller Stille selbst diese Rasur an den betreffenden Birkenstämmen vorgenommen.

Mein Jugendkamerad Fritz Körber sollte leider schon in jungen Jahren als Student am Typhus sterben, als er eben fleißig zum ersten medicinischen Examen arbeitete, unmittelbar nach einer Landsfahrt, die er mit mir nach Pastorat Odenpäh unternommen. Ich hatte manchmal gegen ihn die Ahnung ausgesprochen, daß ich jung sterben würde, was er mir immer auszureden suchte, indem er meinte, da wir Beide regelmäßig und ohne uns zu verweichlichen lebten, müßte uns der Gedanke an den Tod fern liegen. Auf dem halben Rückwege trennten wir uns freundlich; ich fuhr auf seiner Reitdroschke nach Dorpat, während er sich auf dem Pferde, das ich bisher geritten, auf den Weg machte, um seine Eltern im Pastorat W. zu besuchen. Raum 30 Schritte von mir entfernt, hatte er sich plötzlich so unwohl gefühlt, daß er mich zurückrufen wollte, hatte dies aber überwunden und war spät in der Nacht bei den Seinigen angekommen, schon mit dem sicheren Vorgefühl, daß er am Typhus sterben würde. Nach Dorpat gebracht und sorgfältig behandelt, erlag er doch der Krankheit, und ich hatte auf dem Klinikum, von wo er zum Familienbegräbniß nach Wendau gebracht wurde, Worte des Andenkens an seinem Sarge zu sprechen, fuhr auch nach Wendau hinaus zu seiner Beerdigung, wo eine Feier in der Kirche stattfand und ein geistliches Lied, von einer jungen Cousine Fr. M. auf dem Orgelchore

gesungen, viele Herzen rührte. Alle, die ihn kannten, waren dem wackeren Jüngling zugethan gewesen.

In meine Kreischülerzeit 1817 fiel das 300jährige Reformationsfest, das auch in unseren Ostseeprovinzen feierlich begangen wurde. Damals war ich 11 Jahre alt und konnte der Reformationspredigt in der Johannis-Kirche und den akademischen Reden in der Aula der Universität mit Begeisterung zuhören. Besonders interessirte mich ein Vortrag des Professors Morgenstern, ein Vergleich der drei Reformatoren Luther, Melancthon und Erasmus, den ich zu Hause mir abgekürzt aufzusetzen suchte, womit mein Vater sehr zufrieden war. Diese Rede Morgensterns habe ich nach einer Reihe von Jahren noch einmal von ihm in seinem Hause wiederholen gehört, als er eine Abendversammlung von Professoren, zu der auch ich als Gast geladen war, bei sich hatte. Einmal monatlich wurde abwechselnd ein solcher wissenschaftlicher Vortrag bei einem Professor gehalten. Morgenstern konnte den seinen über die drei Reformatoren ziemlich unverändert als neu wiederholen, da Niemand außer mir 1817 dem Reformationsfeste beigewohnt hatte und ich mich wohl hütete, letzteres zu verrathen. Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritirten Professors sehr befriedigt.

Unterdeß waren Familien- und andere Ereignisse eingetreten, die auch auf mein eigenes Leben ihren Einfluß übten.

Während eines Besuches im Pastorat Wendau war meine hochbetagte Großmutter gestorben, die wir alle so liebten und verehrten. Auch mir war immer so heimisch bei ihr, wenn sie am Fenster neben dem Geranium saß, mit einer dicken ledernen Fliegenklappe in der Hand, oder ihr trautes Stübchen mit einem Trichter Wachholderharz gemüthlich räucherte, ihrer freundlichen Wirthin immer ein „sche“ an den Namen hängend: Frehsche statt Frey; oder mit der Magd und anderen Leuten niederen Standes plattdeutsch redend, das jetzt gar nicht mehr in Dorpat zu hören ist. Dagegen waren drei Kinder meiner Vaterschwester Wieberg aus Walk hierher in Pension gekommen, und ihre verwitwete Mutter folgte ihnen später nach, bei meinem Onkel Jacob wohnend. Sie suchte hier durch eine magnetische Cur Heilung zu finden, starb aber bald. Des Zusammenseins mit den beiden Cousinen und dem Vetter freuten wir uns sehr.

Ich war jetzt 13 Jahre alt und das Jahr 1819 wurde auch für mich bedeutungsvoll, zunächst dadurch, daß ich in das Gymnasium übertrat.

Der Director des Gymnasiums, unser Nachbar Rosenberger, war ein kleiner magerer Mann, wohlunterrichtet und in Prima Horaz' Satiren mit Geist erklärend. Er war wohlwollend, und auch seine Pensionäre hatten ihn und seine Frau gern.

Der Oberlehrer der deutschen Sprache war Hermann aus Sachsen, ein sehr wackerer Mann, der auch mein inspicirender Lehrer und mein Gönner wurde. Bei den Aufsätzen, zu denen er uns das Thema ertheilte, gab ich mir besondere Mühe, aber andere Schüler brachten mit weniger Anstrengung bessere zu Stande. Die Declamirübungen schienen Hermann mehr zu langweilen, besonders in der Sommernachmittagsstunde von 2—3, wo ich einmal, ein Stück aus Schillers Glocke declamirend, da meine Stimme sich gerade brach, die Worte: „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus!“ so laut ausstieß, daß die schläfrigen Mitschüler emporfuhren und Hermann selbst, vielleicht auch erwachend, ausrief: „Nun, Gott bewahr' uns Alle!“ Für deutsche Literatur und Poesie wußte er trotz monotonen Vortrages sehr anzuregen, und ich habe, von ihm für Klopstocks Oden begeistert, diesen heutzutage fast ganz vergessenen Dichter meinen Schülern später durch ausdrucksvollen Vortrag lieb zu machen gewußt. Hermann war, wie gesagt, mein inspicirender Oberlehrer und mir gewogen. Einmal, wo er die deutschen Aufsätze corrigirte und hinter seiner Thür ein estnischer Bettler lange kläglich quiente, hörte ich den Oberlehrer die Thür ein wenig öffnen und rufen: „Da hat er, da hat er! nicht aus Mitleid — aus Ekel, aus Ekel!“

Der Oberlehrer des Griechischen, Birgensohn, wußte uns besondere Vorliebe für dieses Fach beizubringen, und in seinem geselligen Hause habe ich später viel Freundlichkeit genossen. Der Oberlehrer des Latein, ein Schwede Malmgren, der in Upsala Theologie studirt hatte, war ein echter Schuldespot, aber ein tüchtiger Lehrer, der auch mit meinen Leistungen in der Sprache so zufrieden war, daß er mich in der allgemeinen Censur unter den besten Schülern nannte. Ja, als ich, Primaner geworden, meine Reise nach Petersburg in freigewähltem Aufsatz in schwungvollem Latein einreichte, erhielt ich zwar mündlich die boshafte Bemerkung, die Schwingen seien mir noch nicht gewachsen, aber das schriftliche Urtheil lautete: *His mihi spem fecisti, ut aliquando optime latine scripturus sis*, d. h. hierdurch (durch diesen Aufsatz) hast du mir Hoffnung gemacht, daß du einmal sehr gut Latein schreiben wirst. Aber meines Betragens wegen tadelte er mich öfters mündlich und sogar schriftlich im Klassentagebuch, obwohl ich mir einer Vernachlässigung gegen ihn nicht bewußt war. Er glaubte sich wohl um so mehr dazu berechtigt, als er lange Zeit auch die Religionsstunden hatte, wo er jedem Schüler gern sein Wochenfündenregister vorhielt.

Sein rationalistischer Sinn gestattete es ihm sogar einmal zu sagen: „Man sagt wohl, du sollst auch deine Feinde lieben; aber ich habe es immer damit gehalten: Liebe deine Freunde und hasse deine Feinde.“

Malmgren hatte nur spärliches Haar, das er mit einem Kämmchen

bis zur Stirn gezogen trug, bis er eines Tages ganz verjüngt mit einer Perrücke in der Klasse erschien. Er richtete darauf in der Religionsstunde an einen malitiosen Schüler die Frage, was Scheinheiligkeit sei. Dieser, wie zufällig nach dem Kopfe greifend, antwortete: „Wenn man seine Haupt-sünden verdeckt.“

Als ich einmal in der lateinischen Stunde meinem von ihm gequetschten Nachbar nicht vorsagen konnte, gleichzeitig aber über den mir leise mitgetheilten Einfall eines anderen Nachbarn lächelte, fuhr Malmgren über mich los und setzte auf meinen Censurzettel unter die Rubrik Ordnung und Regelmäßigkeit: „Er zeigt Schadenfreude bei den Schwächen seiner Mitschüler, sonst gut.“ Der Censurzettel wurde in öffentlicher Schulversammlung vorgelesen, in Gegenwart zweier Revidenten, die mich noch ihrerseits ermahnten. Ich mußte ihn auch dem Director später wieder vorzeigen, nachdem mein Vater „Mit Betrübniß gelesen“ darunter geschrieben hatte. Da derselbe mir aber nur die mündliche Bemerkung machte, daß er diese Eigenschaft bisher an mir nicht wahrgenommen, mußte ich denken, daß er an die Richtigkeit jenes Vorwurfs nicht recht glaube.

Erst bei meinem Abiturientenexamen bezeugte Malmgren mir seine volle Zufriedenheit, indem er hinzufügte: „Sie wissen wohl, wir haben immer mit einander etwas zu flicken gehabt, aber Sie wissen auch: Was sich liebt, das neckt sich.“ Weder ich noch meine Mitschüler konnten diese plötzliche Gewogenheit begreifen.

Später wurde ein besonderer Oberlehrer der Religion in der Person des gläubigen Theologen Carlblom angestellt, der, ein Inländer, in würdiger Weise seine Lehrthätigkeit ausübte und auch persönlich sehr geachtet war.

Der Oberlehrer der Geschichte und Geographie war Hachfeldt, ein Hannoveraner, der besonders die alte Geschichte sehr anregend vorzutragen wußte. Er war sehr populär bei den Schülern. Einmal gab er einem Schüler, von dem er glaubte, daß er seinen Nachbar unter dem Tische ins Bein kniff, in der Klasse eine Ohrfeige. Er hatte sich aber in der Person versehen, und als sich nun der wirkliche Thäter meldete, rief Hachfeldt dem Geohrfeigten zu: „Hau mir eins wieder!“ was diesem und der ganzen Klasse Freudenthränen entlockte. In späteren Jahren trat er manchmal nachmittags berauscht in die Klasse, und sein Blick war dann so wild, daß er mir einmal, als ich ihn darauf fest ansah, dies bemerkend, zuschrie: „Anders, sehen Sie mich nicht an! Sie haben einen teuflischen Blick!“

Der Oberlehrer der Mathematik, Lange, der früher tüchtig gewesen sein soll, war damals bereits ein abgängiger Mann. Ich habe weder bei ihm noch seinem Nachfolger Sokoloffsky etwas geleistet, aber die Schuld lag an mir. Mein jüngerer Bruder dagegen legte bei dem Letzteren so viel

Ehre ein, daß er einen Beweis in der Geometrie nach ihm als dem Erfinder nannte.

Der französische und der russische Lehrer waren dieselben, die ich in der Kreissschule gehabt hatte. Sie wußten in der Klasse keine rechte Ordnung zu halten. Der russische Lehrer berief z. B. vergebens den langen Tertianer W., einen Pensionär des Directors Rosenberger, als dieser mich trotz meines Widerstrebens plötzlich von meinem Plaze aufs Katheder trug, um mich dort zu kuscheln wie die Amme das Kind: „Lassen Sie doch klein Anders in Ruh!“

Dieser lange übermüthige Bengel, Sohn eines gütereichen Edelmanns, hatte bei Rosenbergers durch Spielen mit Feuer an einer großen Düte Pulver Gesicht und Hände so verbrannt, daß er wochenlang zu Bette liegen mußte, bis sich das wilde Fleisch wieder renovirt hatte. Ein anderer Pensionär, dem die Stirn durch die Explosion verletzt wurde, delirirte die ganze erste Nacht. Mit den Rosenberger'schen Kindern im Nebenzimmer spielend, war ich dieser Gefahr glücklich entgangen, wegen meiner dringenden Warnung von W. kurz vorher noch arg verhöhnt.

In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat der Uebergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Curator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie Dieser oder Jener so plötzlich umzuschlagen verstanden.

Der von Lieven protegirte Director der Petrischule in Petersburg, Schubert, hatte das sog. Herzenbuch geschrieben, wo illustriert alle moralischen Gebrechen (aus dem Herzen) in greulichen Thierleibern entströmten. Dies Büchlein wurde auf höheren Befehl auch im Gymnasium verbreitet, ebenso die sog. sieben Worte der Schule, die wir abgeschrieben dem Director vorzeigen mußten. Der Oberlehrer Hermann leitete die Vertheilung des Herzenbuchs mit den ironischen Worten ein, Seneca sage, es gäbe kein Buch, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Es kamen damals in christlichen Kreisen merkwürdige Dinge vor. So hielt z. B. eine Dame aus guter Familie, eine sehr phantastische Person, in ihrem frommen Eifer Christi Kreuzestod zur Veröhnung Gottes nicht für hinreichend und wollte im Verein mit ihren Gesinnungsgenossen ihre eigene ältere Tochter Adele als neues Opfer schlachten lassen. Diese aber, Unrath witternd, entfloß bei Zeiten zu ihren anderen Verwandten. Die bekannte Schriftstellerin Frau von Krüdener, die nach der weltlichen Rolle in jungen Jahren jetzt die christlich-pietistische mit eben so glücklichem Erfolge

durchzuführen und dem Kaiser Alexander I. die Idee des heiligen Bundes so ergreifend ans Herz zu legen wußte, gab auch in Dorpat christliche Vorstellungen, zu denen sich auch einige Gymnasiasten drängten. Meine Meinung, daß Alles Charlatanerie sei, fand kein Gehör. Als ich später die Valérie der Frau v. Krüdener las, die zum Theil ihre eigene Lebensgeschichte enthält, bedauerte ich sehr, die berühmte Frau nicht wenigstens von Angesicht gesehen und gehört zu haben, was ja ganz unabhängig von meiner religiösen Ueberzeugung hätte geschehen können.

Ihre Valérie hatte Frau v. Krüdener dadurch in ein paar Tagen in Paris in Aufnahme gebracht, daß sie, sobald der Roman gedruckt war, in Magazinen, wo sie sich nicht gekannt wußte, nach Modeartikeln à la Valérie fragte. Die erstaunten Modehändler, die von ihr erfuhren, daß Valérie der Titel des neuesten Furore machenden Romans sei, nannten nun Alles à la Valérie.

Ihre Gegner erzählten amüsante Anekdoten; unter anderen folgende: Ein eleganter russischer Gardeoffizier, nach dem Sturze Napoleons mit den Allirten in Paris zurückgeblieben, hatte Frau v. Krüdener damals stark den Hof gemacht, war später aus dem Militärdienst getreten und Gutsbesitzer geworden. Auf einer Reise ins Ausland traf er die Vielverehrte in einem besuchten deutschen Badeorte an, wo sie auch ihre christlichen Vorstellungen gab. Er fand sich zu einer von ihm nachgesuchten Audienz allein bei ihr ein und mußte eine Weile dort antichambriren, bis sich bei aromatischen Düften eine sanfte Musik hören ließ, die sein Herz, wie er glaubte, empfänglich stimmen sollte. Als endlich der sternbesäete Vorhang wie von unsichtbaren Händen zur Seite geschoben wurde, stand sie, mit den Spuren der Schönheit im verklärten Antlitz, wie eine Heilige in himmelblauem Gewande mit frommgeschlichtetem Haare da, ihn mit holdseliger Geberde heranzwinkend, daß er knieend ihren Segen empfangen möge. So lange hatte er sich ganz ernst erhalten, nun aber, auf seinen Schmeerbauch weisend, gab er zur Antwort: „Sie wissen wohl, meine Gnädigste, vor Zeiten — aber jetzt kaum vor Gott!“ worauf sie, unwillig ihn zurückweisend, wieder verschwunden sein soll.

Ein Protegé der Frau v. Krüdener, der Ausländer Schindler, der in den zwanziger Jahren durch ihre Verwendung in Dorpat studirte, erzählte mir, daß die Schaaren, die ihr folgten, mit wenig Brod von ihr ernährt wurden, auf ihr Gebet aber das Fehlende doch immer sich ersetzt fand, indem mitleidige Menschen es heimlich hinzutrug, was sie nicht sah oder nicht sehen wollte. Schindler hielt sich für einen ihrer ehrlichsten Anhänger.

Ein anderer höheren Orts protegirter pietistischer junger Mann war der Secundaner R. aus Lübeck, der von seinen Nachbarn unter dem Spitznamen

Heilige Petersilie oft unverantwortlich gesoppt wurde, aber nie darüber ausfahrend wurde, was mich sehr rührte, so daß ich ihm gern, da er schwach im Griechischen war, wenn er frühmorgens zu mir kam, das Pensum vorübersetzte. Den Oberlehrer Hermann machte er durch seine deutschen Aufsätze unwillig, die immer mit biblischen Ausdrücken, oft aus der Apokalypse gespickt waren; darin aber ließ er sich nicht irre machen. Er pflegte auch Umgang mit der Familie des Gymnasialcafactors Probst, der ebenfalls zu der Herrnhutergemeinde gehörte.

Ein anderer Secundaner konnte es dem guten Oberlehrer Hermann auch nie recht machen, ein Baron Alexander v. Ungern Sternberg, der jeden Aufsatz in Novellenform einreichte und später sich zu einem seiner Zeit viel gelesenen Novellisten unter dem Namen Sternberg entwickelte. Mich interessirte sein gentiles Wesen wie sein Zeichentalent sehr, von welchem letzterem er mir in seinem Skizzenbuche in liebenswürdigster Weise geniale Proben vorwies. Er lebte später in Dresden und war ein Langschläfer. Um doch einmal im Leben einen Sonnenaufgang anzusehen, den er für eine Novelle benutzen wollte, ließ er sich einmal früh wecken. Nur mit großer Mühe zum Aufstehen gebracht, konnte er, fröstelnd auf der großen dresdener Elbbrücke stehend, den Sonnenaufgang doch nicht abwarten und schlich in sein warmes Bett zurück, mit dem festen Vorsatz, diesen Versuch nie zu wiederholen.

Der geistvollste von meinen Mitschülern, dem ich von Tertia bis zur Universität und bis zu seinem Abgange von dieser mit Bewunderung gefolgt bin, ist der als Hegelianer so bekannte Philosophieprofessor Eduard Erdmann in Halle, der in den Schullectionen sehr aufmerksam war, sonst entsetzlich viel zusammen las und bei seinem guten Kopf wenig zu arbeiten brauchte. In Prima habe ich, stets wohl präparirt, ihm in den Zwischenstunden mehrmals griechische Dichter wie z. B. Sophokles vorübersetzt, die er dann in der Stunde noch besser als ich zu übersetzen wußte. Die deutschen Aufsätze machte er oft in der Klasse in Nebenstunden und schrieb sie gleich mit hübscher Handschrift ins Reine. Hermann las sie immer als die besten vor und behielt zum Andenken von ihm ein satirisches Gedicht auf die Naturdichter in der Art von Goethes *Musen und Grazien* in der Mark, mit Umriffen von mir zu jeder Strophe, deren einer jedoch von einem Pensionär des Directors sauber ausgezeichnet und schattirt war.

Zeitungen las ich selbst nicht, da wir keine im Hause hatten und mein Vater wie die Onkel solche auf der Musse zu lesen pflegten; aber mit größtem Interesse hörte ich Alles, was aus denselben erzählt und besprochen wurde, zumal die aufregenden politischen Nachrichten jetzt nach dem Sturze Napoleons I. und seiner Gefangenensetzung in St. Helena, die Nachrichten

über die beginnende Reaction und die Ermordung des vermeintlichen russischen Spions Kotzebue, dessen Lustspiele auf öffentlichen und privaten Theatern so beliebt waren, zu Mannheim i. J. 1819 durch Karl Sand. Das Burschenschafterkostüm Sands, langes Haar und zurückgeschlagener Hemdfragen, wurde auch von dörrptischen Studenten gern getragen und seine That verschieden beurtheilt, ebenso wie auch seine Hinrichtung im Jahre 1820.

In das Jahr 1819 fiel auch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland, die der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. in dem übrigen Reiche noch nicht durchzuführen wagte, was erst seinem zweiten Nachfolger Alexander II. glorreichen Andenkens gelang. Ich habe das Manifest der Freilassung in der schön geschmückten Johanniskirche vom Landrichter Brasch von Kopkoi auf einer Erhöhung inmitten der Kirche den dichtgedrängten Bauern verkündigen gehört. In Erinnerung an diesen wichtigen Act habe ich 50 Jahre später an einem Festessen in der Schulstube des estnischen Küsters zu Dorpat theilgenommen, wo das Andenken an das bedeutungsvolle Ereigniß durch wohlgelungene Reden gefeiert wurde.

Dieser wichtige Culturfortschritt war längere Zeit vorbereitet worden und je nach der Parteistellung verschieden beurtheilt. Unser Bekannter, der Secretär Schulz, der zwei Güter etwa 40 Werst von Dorpat besaß, war, wie die meisten Gutsbesitzer, dagegen, da er die Bauern für eine solche Emancipation nicht reif glaubte und wohl auch in seinen Einnahmen viel einzubüßen fürchtete. Sein Schwiegersohn aber, der nachherige Professor Bröcker, schwärmte für dieselbe, ebenso wie auch mein Vater, aus Gründen der Humanität. Die Förderer der Emancipation waren mit die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Rigas; so vor Allem der damalige Generalgouverneur Marquis Paulucci, der im livländischen Adel oft Opposition fand und von demselben nicht in die Adelsmatrikel aufgenommen wurde, was ihn sehr ärgerte. Er hat sich sogar mit einem der angesehensten Edelleute außerhalb des Landes geschossen. Paulucci war sehr energisch für die Freilassung thätig. Energisch und thätig war er überhaupt, aber allerdings auch bisweilen leidenschaftlich und gewaltthätig. Einmal bei einer größeren Cour wurde er sehr erbittert gegen den allgemein hochgeachteten Generalsuperintendenten Sonntag, der ihm widersprach. Paulucci ging so weit, daß er ihm mit Stockprügeln drohte. In Folge dieser ärgerlichen Scene brachen die Versammelten bald auf, nur Sonntag blieb allein im Audienzsaale zurück. Von dem dejourirenden Offizier nach der Ursache seines Bleibens gefragt, antwortete er: er habe da Stockprügel zu erwarten. Als alle mündlichen Entschuldigungen, die Paulucci darauf durch seinen Adjutanten übersandte, nichts fruchteten, erschien derselbe endlich selbst und bat den Generalsuperintendenten zum großen Diner bei ihm nicht auszubleiben, damit er seinen Fehler gut

machen könne. Als Sonntag in die zahlreiche Versammlung hineintrat, umarmte und küßte ihn der Generalgouverneur herzlich und bat ihn in Gegenwart Aller wegen seiner Uebereilung um Verzeihung.

Ein anderes Mal, nach einem Disput mit Paulucci über eine wichtige Angelegenheit der evangelischen Kirche, reiste Sonntag direct nach Petersburg, um die Sache dem Kaiser Alexander I., bei dem er 'offenen Zutritt hatte, persönlich vorzutragen. Bald darauf traf auch der Generalgouverneur im Cabinet des Kaisers ein, der ihn aber ungnädig entließ mit dem Bedeuten, daß er ohne specielle Erlaubniß sein Gouvernement nicht verlassen dürfe.

Die von Senff in Kupfer gestochenen ausdrucksvollen Porträts dieser beiden bedeutenden Männer, die mir persönlich nie im Leben begegnet sind, vergegenwärtigten mir lebhaft ihre Persönlichkeit.

Für die Emancipation der Bauern waren besonders wirksam auch ein paar politische Schriften von Carl Lieb Merkel in Riga, die die früheren Zustände der livländischen Leibeigenen mit den grellsten Farben schilderten. Schon die Titelbignetten waren so aufregend: der krampfhaft sich windende Laokoon und ein heidnischer Bauer, dem ein katholischer Geistlicher, das Kreuz in der Hand, heftig befehend zuredet, während ein Ritter in der Rüstung mit einer Fackel das Strohdach der Bauernhütte anzuzünden droht. Merkel war ein Livländer von Geburt, der eine Zeitlang in Berlin mit Kobzebue den „Freimüthigen“ herausgab, sowie noch viele andere Schriften, ein nüchternen Rationalist, aber nicht ohne Geist, Gegner von Schiller und Goethe. Von dem gravitätischen Gange des Letzteren schrieb er in seinen Skizzen, er habe etwas Spatenhaftes. Er wünschte vergebens Professor der Geschichte in Dorpat zu werden, was der Rector Ewers zu hindern wußte, da er von einem so hämischen Charakter nur Uneinigkeit im Universitäts-Conseil fürchtete. Merkel rächte sich dafür, indem er in einer Zeitung sagte, an der Universität Dorpat grassire der Bandwurm. Ewers widerlegte, ebenfalls in der Zeitung, diese Behauptung, indem er sich auf hygieinische Angaben stützte, damit nicht besorgte Eltern ihre Söhne auf die Universität zu schicken sich scheuten. Da entgegnete Merkel in der Zeitung, der gelehrte Professor habe sich unnütze Mühe gegeben; er, Merkel, habe den Bandwurm im Knosploch gemeint. (Es waren nämlich eben gerade viele Orden an der Universität ausgeheilt worden.) Da hatte denn Merkel allerdings viele Lacher auf seiner Seite. — Ich habe auch in Dorpat die berliner Gassenhauer gehört: Merkel — Ferkel, Schlegel — Flegel.

(Fortsetzung folgt.)





Zur Erinnerung an Karl Ernst von Baer,

Vortrag, gehalten am 17. Februar 1892 in der öffentlichen Sitzung der Dorpater Naturforscher-Gesellschaft.

Wenn ein Großer unter unseren Mitmenschen, Einer, welcher mit unauslöschbaren Zügen seinen Namen eingetragen hat in die Geschichtsbücher der Erdbewohner, sein irdisches Dasein abgeschlossen, wenn er von dieser Welt der Unruhe, der Arbeit, des Kampfes eingegangen in das Reich des Friedens, dann scharrt sich um den Erdenfleck, dem wir, was Sterbliches von ihm blieb, überantwortet, die trauernde Gemeinde. Schmerzerfüllt blicken wir rückwärts auf das irdische Ringen, das Wollen und Vollbringen des nun Vollendeten, verlassen, verwaist dünkt sich, wer das Große, das Erhabene in seinem Thun erkannt und seinen Einfluß an sich und Anderen erfahren hat. Jeder ist sich dessen bewußt, daß er persönlich den Heimgegangenen verloren; die Trauer um diesen Verlust, den der Einzelne mit Vielen theilt, beherrscht unsere ganze Seele.

Aber in festgefugter Bahn schreitet die Zeit über die Gräber der Entschlafenen. Ein Jahr verrinnt nach dem anderen, eine Generation folgt der anderen; keine Ruhe, immer neue Arbeit, neues Streben, neuer Kampf auf dieser Welt der Sterblichkeit. Was der Tod aus unserem Kreise dahingerafft, wie schnell ist es in der von immer neuem Schaffensdrang durchglühten Natur ausgeglichen. Was uns im Momente des Scheidens unerfeglich erschien, wie bald gewöhnt uns die jeden Schmerz lindernde Zeit daran, es zu entbehren. Wie bald erfahren wir, daß das geistige Erbtheil unserer großen Abgeschiedenen nicht verloren geht, daß sie zwar gestorben, aber nicht todt sind. Denn das wahrhaft Große, welches der Einzelne erwarb, ist zugleich der Menschheit erworben. In dieser fortlebend, stellt es hinfort ein

unveräußerliches Eigenthum des Geschlechtes dar. Das ist der Trost, welcher unsere Thränen trocknet. Jede erhabene That ist eine Ausfaat in dem Geistesboden der Gesamtmenschheit, die, in stetem Wechsel keimend, wachsend, fruchtbringend, in dieser fortwirkt. Diesem Trost danken wir es, daß von Jahr zu Jahr reiner, klarer das Bild des heimgerufenen Genius vor unserm Geistesauge sich entfaltet. Was die Mitlebenden Kleines, Kleinliches an ihm zu bemerken glaubten, was ihn unter Geschöpfen zum Geschöpf stempelte, es gehört der Erde und ihrem Einflusse an und es wird mit dem Körperlichen verweht, vergessen. Aber das geistige Gut, das der Suchende als Spur göttlicher Offenbarung erworben, eint sich mit den Schätzen, deren Besitz uns Menschen zu Herren der Welt macht und das Menschenkind zum Gotteskind erhebt. Diese Erkenntniß gerade lockt aus dem Abschieds Schmerz das erhabene Gefühl, ein unveräußerliches Gut erworben zu haben, sie lehrt uns in Freude zurückzublicken auf den, dessen sterblichen Theil wir verloren und in dessen geistigen Besitz wir für immer eingetreten sind.

Das sind die Gefühle, welche uns heute bewegen, an diesem Tage, zu dieser Stunde, welche dem Andenken Karl Ernst von Baers gewidmet sein soll.

Hundert Jahre sind dahingegangen seit jenem Tage, an welchem K. E. von Baer auf baltischem Boden, in der Nachbarprovinz Estland, auf dem Stammgute seiner Familie Piep geboren worden. Derselbe Himmel, der so Vielen unter den hier Versammelten seinen Sonnenschein spendete, sein Mondlicht, seine Sterne leuchten ließ, dasselbe Landschaftsbild, dessen wir uns heute noch erfreuen, derselbe liebe nordische Wald, der uns in jedem Frühjahr neu erquickt, dasselbe blaue Meer mit seinem ewigen Wechsel, sie haben auch ihm die Jugend golden erscheinen lassen, so daß er sich dessen noch am späten Lebensabend dankbar erinnerte. Hier in diesen Landen hat er, von treuen Eltern, Pflegeeltern, Lehrern behütet, seine Kinder- und Schuljahre durchlebt, hier im Eltern- und Verwandtenhause und dann auf der Ritter- und Domschule Revals die Grundlage seines gediegenen Wissens gelegt, aber von hier aus hat er auch schon als Knabe seinen Geist hinausfliegen lassen in ferne Gegenden, seine Phantasie gesättigt mit dem Großen und Schönen, dem Hohen und Erhabenen, das muthige Forscher, kühne Reisende über die weite große Muttererde verkündeten.

Hier in dieser Stadt, an dieser Hochschule hat der wissensdurstige Jüngling 1810 seine Studien begonnen, eingeordnet in die Zahl der Mediciner und doch bald weit hinausgreifend über die Grenzen seiner Wissenschaft. An dieser Stelle, hier in dieser Saale hat der junge Mann, der akademischen Ordnung sich fügend, 1814 den Grad eines Doctors der Medicin erworben. Von hier aus hat der junge Gelehrte seine ruhmvolle

Reise durch die Gefilde der Wissenschaft angetreten, die nur dem Gottbegnadeten zugänglich sind. Dessen gedenken wir in dieser Stunde mit gerichtlichem Stolze.

Wir folgen dem Wanderer im Geiste auf seiner Pilgerfahrt. Zuerst in Wien und dann in Deutschland, nach dessen Anregung sich der Jüngling jahrelang gesehnt, an den rebenbekränzten Ufern des Mainflusses, in Würzburg, begegnen wir ihm wieder. Wir sehen aus dem Schüler, welcher bisher fremdes Wissen in sich aufgespeichert, den Mann erwachsen, der in mühevoller eigener Arbeit, nicht völlig unbeeinflusst durch die kleinen Sorgen um das tägliche Leben, seine Erfahrungen sammelt. Im Selbststudium sehen wir ihn den Grund seiner späteren geistigen Selbständigkeit legen. Noch schwankt er zwischen der Medicin und Naturforschung, aber das Interesse für letztere nimmt von Tag zu Tag zu. In den Bau höher organisirter wie minder entwickelter Lebewesen sucht sich unser Forscher einen Einblick zu erzwingen. — Wir folgen dem Wanderer 1816 nach Berlin, freuen uns, wie sein Geist sich weitet, wie bei vielseitigster Anregung dieser in die verschiedensten Gebiete der Medicin und Naturwissenschaft zu dringen sucht. Physik, Chemie, Geologie, Botanik werden, und nicht nur als Hilfsfächer der Medicin, eifrig betrieben. In Königsberg, wohin er 1817 sich wandte, sehen wir Baer allmählich in die Wege einkenten, welche ihn zu unvergänglichem Ruhm führten. Aus einem Lernenden wird er zum begeisterten Lehrer der Wissenschaft. Mit der Anatomie des menschlichen Körpers beginnt er; aber bald werden die schon in Würzburg begonnenen naturwissenschaftlichen Arbeiten wieder aufgenommen, der Mensch wird als Glied der schier endlosen Kette lebender Wesen betrachtet und das jenem Eigenthümliche wird mit dem verglichen, was die übrigen Lebewesen charakterisirt. Baer wird vergleichender Anatom, Zoolog. Eine größere Reihe damals veröffentlichter Untersuchungen von Thieren, „die bei Königsberg zuweilen zu haben waren“: Elen, Robben, Braunsfisch, Stör, Unio, Anadonta, Medusen, Aspidogaster, legen Zeugniß dafür ab, mit welcher Genauigkeit Baer in die feineren histologischen Verhältnisse zu blicken, mit welchem Scharfsinn er das Erkannte zu deuten wußte, mit welchem Feuereifer er die Erreichung der höchsten Ziele der Wissenschaft erstrebte. Denn immer und immer wieder schaut Baer bei seinen Bearbeitungen einzelner Wesen zum Allgemeinen auf. Mächtig angeregt sehen wir ihn zu naturphilosophischen Speculationen; lebhaft fühlt er sich angezogen von Orens dahin gehörigen Arbeiten, die ihn allerdings im Einzelnen oft zu heftigstem Widerspruch anreizen. Und immer wieder richtet sich Baers Auge zurück vom Thiere zum Menschen, von der Zoologie zur Anthropologie. Denn es treibt ihn als wahren Naturforscher, aus der Summe der Einzelercheinungen

das Allgemeingültige, aus dem Chaos natürlicher Formen den einheitlichen, großen, erhabenen Gottesgedanken herauszulesen. Der Satz, daß „die Natur in ihren Bildungen gewisse allgemeine Themata verfolge und diese in den einzelnen Arten der Thiere variire“, war schon in Würzburg formulirt. Im Jahre 1826 gab Baer ihm in der Lehre von den Organisationstypen oder Bauplänen Ausdruck.

Wie solchergestalt Baer und Cuvier unabhängig von einander zu gleichen Ueberzeugungen, wie Beide unter Verwendung verschiedener Grundlagen der Beurtheilung zu gleichen Resultaten für die Systematik gelangten, wie Baer und Cuvier sich in den Ruhm zu theilen haben, in den überreichen Stoff der Zoologie Klarheit und Ordnung gebracht zu haben, darüber sind wir erst vor wenig Jahren aus competentem Munde unterrichtet worden.

Aber weiter und weiter führt unseren Forscher sein Weg. Bei seinem Durst nach Klarheit, nach vollem Verständniß des im vollendeten Organismus Gewordenen stellt sich mit Nothwendigkeit das Bedürfniß ein, auch das Werden zu erkennen. Auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte, deren Studium ihn „vor übergroßer Schätzung fremder Autorität bewahrt habe“, auf dem Gebiete der Wissenschaft des Lebendigen, wo „jede Aussicht, welche man von einem Zeitmomente gewinnt, zu einer Vergleichung mit dem vorhergehenden und folgenden drängt“, hat Baer sich nunmehr seinen „Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften erworben“. Die Studien über Entwicklung des Embryo im Ei, die Entdeckung der Dotterkugel, Untersuchungen über die ersten Entwicklungsstadien des Säugethieres, der Vögel, Fische und anderer Thiere, die ihn auf das Analoge im Werden der verschiedenen Thiere aufmerksam machten, die Beobachtung der sich schließenden Rückenfurche, bei welcher er ein Bild dessen gewann, wie im Embryo „der Typus des Baues der Wirbelthiere ausgebildet wird und dann die Entwicklung beherrscht“, gelten auch heute noch als Etappen auf dem Wege, auf dem Baer uns die rechte Erkenntniß erschloß. Nicht daß er zuerst solche Arbeiten unternommen, sondern daß er hier, wo die einzelnen Stadien so schnell einander folgen, wo kein Stillstand, wo Alles im Fluß, den rechten Moment für die Einzelbeobachtung erfaßte, daß er die richtige Aufeinanderfolge der scharf individualisirten Vorgänge erkannte, daß er letztere richtig deutete und gruppirt, so aber „das allgemeine Gesetz der Natur in aller Entwicklung“ verkünden konnte, das ist dabei das wahrhaft Große. Welche Entbehrungen und Anstrengungen der Meister sich bei seiner Arbeit auferlegte, das schildert er uns selbst. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuse eingesperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum ersten Male über den nur einige hundert Schritt von mir entfernten

Wall schreitend, das Korn in Aehren fand, die schon der Reife entgegen gingen. Dieser Ausblick erschütterte mich so tief, daß ich mich hinwarf." So schreibt Baer in seiner Autobiographie.

Nachdem Baer schon im Jahre 1830 sich eine Zeit lang in St. Petersburg aufgehalten und mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht hatte, sehen wir ihn 1834 dorthin, an die Akademie der Wissenschaften, definitiv übersiedeln. Als dem Lichte der Erkenntniß nachstrebender Jüngling hatte er vor 20 Jahren die Heimath verlassen, als hochgeachteter, in der ganzen civilisirten Welt anerkannter Gelehrter, der sich bewußt ist seiner eminenten Schaffenskraft, kehrte er dorthin zurück. Doch der Forscher, der in die innersten Feinheiten des thierischen Baues, in die dunkelsten Gebiete der Entwicklungsgeschichte zu dringen bestrebt war, hatte sich dauernd doch nie den Ausblick in das Leben und die täglichen Ereignisse desselben versperren lassen. Das bewies er, wenn er in Würzburg, Berlin und Königsberg auf das Ernsteste sich mit Fragen des Unterrichtes, insonderheit der Methode desselben, beschäftigte, wenn er an der Herausgabe dem Studium dienender Werke sich eifrig betheiligte, wenn er die akademischen Einrichtungen, das Treiben an den Hochschulen strenger, gerechter Kritik unterwarf. Das bethätigte er, wenn er der Gründung von Instituten zu practischer Unterweisung der Studirenden warm das Wort redete, für Erweiterung der Bibliothek in Königsberg mit Wort und Schrift kämpfte und dabei doch noch Zeit fand, während der Choleraepidemie als Arzt nützlich zu sein oder einen Wohlthätigkeitsverein zu gründen, der den Armen wahrhaft half, weil er sie nach Möglichkeit arbeiten und lernen ließ. Heil dem Reiche, welches diesen in voller Kraft stehenden Mann wiedergewann, dem Lande, welchem nunmehr diese Kraft voll und ganz zu Nutze kam.

Wohl setzte Baer auch in St. Petersburg seine vergleichenden anatomischen und entwickelungsgeschichtlichen Studien weiter fort und wohl zeitigte er auch hier noch auf diesem Wissensgebiete eine Reihe wichtiger Arbeiten, aber mehr und mehr trat er von nun an hinaus aus der Studirstube in das wogende Leben des Staates und des Volkes. In der Akademie und der medicinischen Hochschule der Reichshauptstadt war ihm vor Allem die Aufgabe gestellt, *Anatomie* und *Physiologie* vorzutragen, und bald gelang es ihm hier auch in den Kreisen der Zuhörer, in weiteren Kreisen der Aerzte, ja der gebildeten Laien die Augen den Lebensvorgängen zu erschließen, das Licht zu entzünden, in dem eine neue Anschauung biologischer Prozesse — physiologischer und pathologischer — möglich war. Dem Biologen Baer war es beschieden, hier die Erkenntniß zu wecken, daß den bei der Ausbildung der Lebewesen veränderten Formen auch veränderte Functionen parallel gehen, und daß diese erst zu voller Bethätigung gelangen,

wenn sich die Anlage mit den Organen voll entwickelt hat. Verschieden war es ihm, zu zeigen, daß die Functionen gestört sind, wenn in der Form und Structur des Organes atypische Veränderungen sich vollzogen haben.

Die Jahre eilen dahin! Mehr und mehr sehen wir unseren großen Gelehrten durch die Ansprüche, welche von Außen an ihn herantreten, seiner Studirstube, seinen Hörsälen und Laboratorien entzogen werden. Von Tag zu Tag mehr erkennt man, welch' ein Schatz von Wissen und Erkenntniß in dem gebrechlichen Körper Baers angesammelt ist und müht man sich, jenen dem Allgemeinwohl nutzbar zu machen. Wo im weiten großen Reiche die verschiedensten Nationalitäten zu wirksamer Thätigkeit im Interesse des Ganzen verbunden werden sollen, da gilt es vor Allem die Eigenthümlichkeit der einzelnen richtig zu erfassen. Denn nur dann kann man sie an rechter Stelle verwertben. Daß dabei die Hilfe und der Rath des Anthropologen Nutzen bringen könne, war unschwer einzusehen. Baer, der in jahrelanger Ueberanstrengung am Secirisch und Mikroskop sein körperliches Auge geschwächt hatte, so daß es fast den Dienst versagte, ließ gern das ungeschwächte Auge seines weit umfassenden Geistes her, um den für das Kleine und Große gleich empfänglichen Forscher zu bewähren. Das Studium der Völker, bei welchem in gleichem Maße wie die Geschichte, Sprache, Religion, Industrie auch die umgebende Natur in Betracht gezogen werden muß, gab bald Baer Arbeit in Fülle. In dem Bestreben, die Entwicklung eines Volkes möglichst weit rückwärts zu verfolgen, begann er, wie ein begeisterter Lobredner es einmal aussprach, die naturwissenschaftlichen „Documente für die Urgeschichte der Menschheit“ zusammenzutragen. In wenig Jahren hatte er in St. Petersburg eine der vollständigsten craniologischen Sammlungen beisammen und konnte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß man auch in anderen Staaten, seinem Beispiele folgend, solche Sammlungen anlegte.

Bei vielen im Interesse der Ethnographie unternommenen Reisen, welche in die 30er bis 50er Jahre fallen, wendet sich die Aufmerksamkeit Baers mehr und mehr auf die Naturbeschaffenheit der einzelnen Länderstrecken. Und weit umher führt ihn sein Wandertrieb und sein Wunsch, dem Staate zu nützen, durch die Gefilde des Reiches. Nach Nowaja-Semlja, wo ihn „der Wechsel des dunklen Gebirges mit mächtigen Schneemassen, die Mannigfaltigkeit der farbenreichen, in Miniaturrasen vereinten Blüten, die feierliche Stille auf dem Lande, wenn die Luft ruht und die Sonne heiter scheint“, entzückt, sehen wir ihn 1837 und wiederum 1840 ziehen. Auch die Ost- und Nordküste des russischen Lapplands werden besucht. In Finnland werden 1838 und 1839 die Schrammen und Abschleifungen der Felsen, Folgen alter Diluvialbewegungen, und die Spuren der durch schwimmendes Eis umhergetragenen Felsblöcke verfolgt. Auf Hochland studirt

Baer die pittoresken Felswände und Durchbrüche der Porphyriinsel. Im Jahre 1845 läßt unser Reisende an den Ufern des Adriatischen Meeres die Mannigfaltigkeit des bunten Thierlebens südlicher Gewässer auf sich wirken, und mächtig fühlt er sich angeregt bei Ascidien und Seeigelu seine entwickelungsgeschichtlichen Studien wieder aufzunehmen. Es folgen 1851 Reisen an den Peipus und die baltische Küste und weiter nach Schweden zur Untersuchung der Verhältnisse des Fischfanges. Aehnliche Aufgaben führen ihn mehrfach an die Wolga und zum Kaspiſchen See und neben dem Nächstliegenden verfolgt Baer, wohin sein Weg geht, allgemein naturwissenschaftliche Probleme. Reich an wissenschaftlichen Ergebnissen kehrt er stets nach St. Petersburg zurück. An die Narowa mit ihren riesigen Stromschnellen, an das Aſowſche und Schwarze Meer folgen wir ihm im Geiste. Die Erforschung der, wie Baer glaubt, durch die Rotation der Erde beeinflussten Flußläufe, die Versandung der Flußmündungen sind ihm wichtig genug zu ernstem Studium. Und dabei blieb immer noch Zeit, um in Deutschland, in Kopenhagen, Stockholm, Paris, London anthropologische Interessen zu verfolgen. Baer wird *Geograph* und bethätigt seinen Beruf dazu durch die in Gemeinschaft mit v. Helmersen herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches“. Die geographische Gesellschaft St. Petersburgs, welche sich längst einen hochgeachteten Namen in der Wissenschaft erworben, verehrt in Baer einen ihrer Stifter.

Mehr und mehr sehen wir Baer mit Fragen der Nationalökonomie beschäftigt, Fragen, die Fischzucht, die Schifffahrt, die Wege des Welthandels betreffend. Er bietet für alle Zeiten den Beweis, daß die *Volkswirtschaft*, wenn sie segensbringend wirken will, sich die Errungenschaften der Naturforschung zu eigen machen soll.

Baers Reisen bringen ihn mit vielen seiner großen Zeitgenossen in persönliche Berührung, und in directem Verkehr mit Männern wie Humboldt u. A. wird mit Erfolg am Ausbau der Wissenschaft gearbeitet. Vielen wurde sein Rath förderlich, vielen der jüngeren Forscher ebnete er den Weg zu künftiger Größe. Wie oft trat er für den Einzelnen ein, wenn er ernstes Streben erkannt hatte, wenn es galt, den Vorwärtsdringenden zu stützen. Als Mann mit warmem Herzen für seine Nebenmenschen, mit treuem Empfinden für Jeden, welchen er seiner Zuneigung und Freundschaft gewürdigt, haben Viele ihn kennen und lieben gelernt. Und mit welchem Feuereifer griff unser Baer überall ein, wo im Reiche wissenschaftliche Neuschöpfungen und Neugestaltungen Nutzen versprachen. Die St. Petersburger Akademie, die medicinische Hochschule, eine große Anzahl wissenschaftlicher Institute legen Zeugniß dafür ab.

Ein gottgesegnetes Leben sehen wir vor uns — aber doch nur das Leben eines Sterblichen. Nachdem ihm am 15. März 1864 seine Gemahlin

in den Tod vorausgegangen, mehrten auch in ihm und für ihn sich die Merkzeichen der abwärts eilenden Lebenscurve. Im August desselben Jahres beging man in St. Petersburg in würdigster Weise, unter Theilnahme der ganzen wissenschaftlichen Welt, das Doctorjubiläum unseres greisen Freundes. Baer schloß damit seine 30jährige, an Erfolgen überreiche St. Petersburger Thätigkeit ab. Aus aller Arbeit, aller Erregung des Lebens zog es ihn zurück in die Gefilde, in denen der Knabe sich getummelt und seine Körperkräfte erprobt, zu dem Ort, wo des Jünglings Geist seine Schwingen gebrauchen lernte. In die baltische Heimath, in diese unsere Stadt führte die Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung K. E. v. Baer zurück. Viele von uns, die wir uns heute hier versammelt haben, sind ihm in den letzten 11 Jahren seines Lebens begegnet. Manche durften ihm näher treten und sich seines eminenten Wissens, seines bis zuletzt ihm treu bleibenden Gedächtnisses, seines Scharffinnes, seines nimmer ruhenden Forschens- und Schaffensdranges, seiner nur im Tode ruhenden Sehnsucht nach geistiger Anregung staunend freuen. Die Ruhe, welche ein Karl Ernst von Baer suchte, war doch nur eine andere Art der Arbeit.

Von St. Petersburg scheidend, brachte er der Welt im ersten Theile seiner „Reden“ eine Sammlung zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten bearbeiteter, auch für größere Kreise interessanter Untersuchungen dar. Wenn wir von den biographischen Aufsätzen über Swammerdam, Sömmering, Humboldt absehen, so zeigen uns die Mittheilungen über „das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwicklung“, „über die Verbreitung des organischen Lebens“, die Abhandlung, „welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige“, „die Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft“, das Bestreben, „Gebildete, die an den allgemeinen Resultaten naturwissenschaftlicher Forschungen und Gedanken sich erfreuen“, einen Blick „in entferntere Regionen derselben richten zu lassen“. Sie wollen versuchen, „die Entwicklung der Menschheit als hervorgesproßt aus den Anlagen, welche sie zur Ausstattung von der Natur erhalten hat“, zu zeichnen. Baer tritt uns als populärer Schriftsteller entgegen; daß er sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, war dem a priori unzweifelhaft, welcher aus der Autobiographie Baers Ansichten über Popularisiren der Wissenschaft ersehen hatte. Auf uns, die wir den Menschen Karl Ernst von Baer gekannt und geliebt haben, üben diese Aufsätze einen eigenthümlichen Reiz. Sie bringen uns stets wieder aufs Neue das umfassende Wissen, den tief philosophischen, Alles durchgeistigenden Zug, der durch Baers Wesen geht, in Erinnerung.

Und Speculationen allgemeinsten Art sind es, denen Baer hier in Dorpat sich hingiebt. In die Geschichte aller Zeiten, in die Denk- und Lebensweise aller Völker, in die Geheimnisse der Sprache läßt er seinen

Geist bringen, weiter und weiter wird sein Gesichtskreis. Hier in dieser Stadt sind die beiden letzten Bände seiner „Reden“ verfaßt, als „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften“ sendet er den einen derselben in die Welt; im anderen sucht er „historische Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften zu beantworten“. Ruft Baer in dem Aufsätze „über Darwins Lehre“ dem Darwinismus, welchem er selbst den Boden vorbereiten half, ein „nicht zu stürmisch“ zu, bringt er uns in der Abhandlung „über Flüsse und deren Wirkungen“ geographische Betrachtungen aus den Tagen seiner weiten Reisen, so zeigt er uns in seinen Auseinandersetzungen „über Zweck in den Vorgängen der Natur“, über „Zielstrebigkeit in den organischen Körpern“, daß die Naturforschung sich nicht weiter scheuen soll, teleologische Fragen in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen. Wie ein Alp lag es auf der Naturforschung; sie sollte die Formen und ihre Wandlungen, die chemische Zusammensetzung der Organe und ihre chemischen Umsetzungen in jedem Entwicklungsstadium studiren; sie sollte in jedem Moment Auskunft geben über das Wie der Theile lebender Wesen, aber nicht fragen, warum es so sei. Gott sei Dank, daß diese Zeit jetzt hinter uns liegt.

Und welche Fülle neuer Gedanken, welchen Schatz von Kenntnissen breitet endlich der Achtzigjährige vor uns aus, wo er versucht, das, was er als Naturforscher, Anthropolog, Ethnograph, Geograph erfahren, der Weltgeschichte nutzbar zu machen. Philologen und Geschichtsforscher werden im Einzelnen wohl an den Aufsätzen, „wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odysseus zu finden“, „wo ist das Salomonische Ophir zu suchen“, „über den Handelsweg, welcher im fünften Jahrhundert vor Christus durch einen großen Theil des jetzt russischen Reiches ging“, Ausstellungen machen, keiner aber wird ohne ehrfurchtsvolles Staunen das Buch aus der Hand legen. Der Mann, der hochbetagt in Verfolgung sehr realer Interessen in der Bucht bei Balaklava an die Zeit der Jugend erinnert wurde, als Homer ihn begeisterte, als er im Herzen mit Odysseus die Gewaltthatigkeiten der Käsrygonen beklagte, der Mann, in dem diese Eindrücke bis ins hohe Alter so nachwirkten, wie es hier geschehen ist, der war nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu messen. Eingeleitet mit Betrachtungen darüber, was bei den Griechen die Sage des Schwanengefanges weckte, wurde dieses Buch der Schwanengesang unseres edlen, großen Freundes.

Der in beständigem Durst nach Erkenntniß der Dinge, die doch zuletzt nur Erkenntniß Gottes erstrebt, nie erlahmende Forscher und Meister trat am 16. November 1876 in die Vollendung hinüber. Ohne lange Krankheit, ohne schwere Leiden, ruhig, Gott ergeben schied er von dieser Erde. Der große Embryolog, der uns in seinem Leben ein fast vollendetes Bild der geistigen Entwicklungs-

geschichte des Idealmenschen gezeichnet, war unent-
rissen. Am 20. September haben wir seinen Leib der letzten Ruhestätte
übergeben.

Dankbar beugt sich die Wissenschaft aller Lande vor dem Heimgegangenen.
Dank zollen ihm Alle, denen er einen Einblick in sein Leben gewährte,
Dank vor Allem wir, die wir uns seines Umganges, seines Rathes, seiner
Fürsorge freuen durften. Dank schuldet ihm unsere Stadt und unsere
Univerſität, denen er sein Interesse so vielfach bethätigt hat, Dank schuldet
ihm die Dorpater Naturforschergesellschaft, deren Zügel er in schwerer Zeit
ergriff und der es als Präsident neues Leben, Muth und Kraft zu gedeih-
licher Fortentwicklung eingehaucht hat. Eingedenk der daraus erwachsenden
Pflichten haben wir am heutigen Tage Grab und Denkmal des großen
Todten mit frischen Blumen geschmückt. Eingedenk solcher Pflichten glaubt
die Gesellschaft den heutigen Gedenktag nicht würdiger feiern zu können,
als indem sie in öffentlicher Versammlung Zeugniß dafür ablegt, daß der
Geist Baers, der schlicht und recht, ohne jedes äußere Gepränge und doch so
erfolgreich der Wissenschaft und damit der Menschheit zu dienen bestrebt war,
auch noch heute in ihr fortwirkt. Sie glaubt den großen Arbeiter am besten
dadurch zu ehren, daß sie selbst sich in ihrer bescheidenen Arbeit Ihnen vor-
stellt. So haben wir beschlossen, heute diese Stunde der Beschäftigung mit
den Wissensgebieten zu widmen, auf welchen der Forscher bei jedem Schritte
den Spuren K. E. von Baers begegnet.

Den Vortrag dieses Abends einzuleiten, waren die Erinnerungen aus
dem Leben Baers, welche ich, so viel möglich, mit seinen eigenen Worten in
Ihr Gedächtniß zurückrief, bestimmt.

Freude, hohe stolze Freude befeelt uns, indem wir dessen gedenken,
daß Karl Ernst von Baer der unsere war. Dankbar gegen Gott, der ihn
uns gegeben und der den Vollendeten wieder mit sich vereinigte, dankerfüllt
gegen ihn, der für uns geforscht, gearbeitet, gekämpft, erheben wir uns alle-
samt von unseren Sitzen. — Die staubgeborene Hülle unseres edlen Heim-
gegangenen schwand, aber hinauf, hinüber, über der Erde Wechsel, zum
Urquell aller Erkenntniß senden wir unseren Blick. Dort, wo Wissen durch
Wissen, Licht durch Licht vermehrt wird, wo jeder Zweifel schwindet, jede
irdische Dissonanz gelöst ist, weiß unser Geist ihn immerdar zu finden. So
ist auch, so bleibt auch Karl Ernst von Baer für immer der unsrige.

G. D r a g e n d o r f f.





M i s c e l l e n .

Von Antonius Bomhouwer.

Unter Zugrundelegung eines alten revaler Rathsprotokolls, dessen Copie wir der Güte des Herrn Dr. Th. Schieman in Berlin verdanken.

Die Familie Bomhouwer ist dem in der Geschichte unserer Heimath Kundigen nicht fremd. 1469 wanderte sie aus Lübeck nach Reval ein, wo Hans Bomhouwer zu Wohlstand und Ansehen gelangte. Wohl 1508 ist er hier mit Hinterlassung einer ausgebreiteten Familie gestorben. Jasper hatte sein Geschäft in der Vaterstadt an der Trave, Bartelt und Hans blieben in Reval als reiche Handelsherren, ersterer zudem durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Aeltermann großer Gilde erhoben. Zwei andere Söhne widmeten sich dem geistlichen Stande: der eine, Christian, wurde sogar Bischof von Dorpat, der andere, Antonius, trat in den Franziscanerorden in Hasenpoth. Als der Geisterfrühling der Reformation auch in Livland neues Leben zeitigte, war Christian nicht mehr unter den Lebenden, Antonius aber wurde im Gegensatz zu seinen der neuen Lehre sich zuwendenden revaler Brüdern ein eifriger Verfechter Roms. Er war es, der im Auftrage der bedrohten katholischen Partei sich zum Papst aufmachte, um diesen zu energischen Schritten gegen die Ketzer in Livland anzuspornen, der aber, auf der Heimfahrt in Riga vom Rath gefangen gesetzt, nach vergeblichen Bekehrungsversuchen, die der baltische Reformator Andreas Knopfen mit ihm vornahm, durch die Fürsprache des revaler Raths freigelassen, doch mit dem städtischen Bann belegt, 1527 nach Reval gezogen zu sein scheint. Von da an verschwindet er aus der Geschichte. — Vier Schwestern werden uns genannt: die eine war mit Peter Klevinckhusen vermählt, zwei, Elsebe und Katharina, waren Nonnen des Brigittenklosters bei Reval, Brigitte

endlich war die Ehegattin des revaler Patriciers Jörges Huldermann, Mutter zweier Söhne und einer Tochter. Doch auch bei ihr überwog der in der Familie stark ausgeprägte geistliche Zug, dem folgend sie in demselben Kloster, das ihre Schwestern barg, nach ihres Gemahls Tode weltflüchtig Ruhe suchte. Von ihr soll im Nachfolgenden die Rede sein.

* * *

Einige Jahre, nachdem Jörges Huldermann gestorben, faßte seine Wittve Brigitte 1512 den Entschluß, nach Dorpat zu ziehen. Da sie auch ihr vom Manne ererbtes Vermögen mit sich zu nehmen gedachte, mußte der Antheil für ihren unmündigen Sohn durch dazu bestellte Vormünder sichergestellt werden, zu welchem Amt der Aeltermann Bartelt Bomhouwer und Peter Klevinckhusen vom Rath verordnet wurden. Auch der Schwiegersohn des Verstorbenen, Helmich Fick, fand es für nothwendig, für den Knaben einzutreten und den Vormündern es ans Herz zu legen, sie möchten „in Hinsicht dessen, daß dessen Mutter sich dachte aus diesem Lübeck'schen Rechte (das in Reval galt), da es geerbt und erworben war, in ein fremdes Recht zu bringen, — — — zusehen, daß sie seinen Theil von seiner Mutter nehmen und in der Stadt Reval verwahren bis zu seinen mündigen Jahren, sollten auch seiner Mutter nicht in allen Dingen zu willen sein, es möchte hernachmals kommen, so sie an die Mahnung gedenken sollten“. Jedoch scheinen die beiden Vormünder die Einmischung von Helmich Fick sehr kühl aufgenommen zu haben, jedenfalls kam es 1513, als die mittlerweile nach Dorpat übergesiedelte Mutter in Reval erschien, um das Vermögen flüßig zu machen, zwischen jenen und Fick, dem sich diesmal der erwachsene Sohn, Thomas Huldermann, angeschlossen hatte, zu einem harten Zusammenstoß. Als Helmich und Thomas nämlich ihrer Mutter Vorstellungen machten, sie möge doch in Reval bleiben, jedenfalls aber des jüngeren Sohnes Antheil hier sicherstellen, erschien Bartelt bei Fick, um ihm zu eröffnen, daß er als bestellter Vormund keinerlei Zwischenrede Unbefugter dulden wolle. — Zwei Jahre später, Anno 1515, kamen im Blomeschen Hause zu St. Olaf Vertreter beider Parteien zusammen, wobei das Haus des verstorbenen Jörges Huldermann an Helmich Fick verkauft wurde, damit es nicht in fremde Hände komme. Abermals platzten die Gemüther auf einander; heftig beschuldigte Fick den Bartelt und Klevinckhusen, das Interesse ihres Mündels zu Gunsten der Frau Brigitte schmöde bei Seite gesetzt zu haben. Doch Alles war umsonst; obgleich die Wittve sich bereit erklärte, des Knaben Erbtheil in Reval zu lassen, entschieden die Vormünder trotz nochmaliger Verwahrung von Seiten Ficks, die Mutter, die des Kindes Beste wohl wahrnehmen würde, solle ihn mit sich nehmen und sein Vermögen verwalten. —

Jahre vergingen, der Knabe verreiste ins Ausland — vielleicht zu den Verwandten in Lübeck — erst 1521 kam er, nunmehr 15 Jahre alt, nach Dorpat heim. Gerüchte, daß seine fromme Mutter ihr und sein Vermögen mit allzu freigebiger Hand vertheile, offenbar zu Gunsten der Kirche, waren ihm längst zu Ohren gekommen und veranlaßten ihn, als der Oheim Bartelt damals zum Besuch zur Mutter kam, ihn in seinem Quartier — „bei der Neustadelschen gegenüber seligen Thomas Becker“ — aufzusuchen und ihn um Rath zu bitten. Der Vormund zuckte die Achseln, gab die Schenkungen der Mutter zu, meinte aber, sie lasse sich, auch von ihren Freunden, in diesen Dingen nicht drein reden. So sah sich der Knabe abermals von denjenigen, die sein Bestes wahrzunehmen hatten, in sträflicher Weise verlassen. Es sollte bald weit schlimmer kommen. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß schon damals Brigitte ganz in den Händen ihres Bruders, des Franziscaners Antonius, war, der den Plan gefaßt hatte, das schöne Erbe der Schwester und ihres Sohnes der katholischen Kirche zu erwerben. Um das Netz fester zu ziehen, schrieb er 1521 an die Schwester und forderte sie auf, mit dem Knaben zu ihm nach Hasenpoth zu kommen. Die beschwerliche und weite Reise wurde angetreten, der sich der Sohn „aus kindlicher Furcht, unmündig und unverständig“, wie er selber bekennt, nicht zu widersetzen wagte. Wer mag aber seinen Schreck beschreiben, als er in Hasenpoth am Tage nach der Ankunft von der Mutter vernahm, „daß sie es müde sei, Haus und Hof zu leiten, sie vielmehr der Welt entsagen und in ein Kloster treten wolle“. Vergebens wandte er ein, so er ihr zur Last falle, wolle er gern sich selbst seinen Unterhalt erwerben und bei frommen Leuten in Dienst treten; die Mutter erwiderte vielmehr mit der Frage, ob nicht auch er ihrem Beispiele folgen und das „große heilige Leben der Mönche“ zu dem seinigen machen wolle. Doch der Sohn blieb standhaft: lieber wolle er sein Dasein durch Betteln fristen, als ihr darin zu Willen sein. Weinend begab er sich ins Kloster, wo ihm Antonius seine Wohnung bereitet hatte. Das verstörte Wesen des Knaben mußte dem Oheim das Mißlingen des offenbar auf sein Betreiben gemachten Vorschlages verrathen, und er begann nun selbst in der Sache sich ins Zeug zu legen. Auf des Knaben Erzählung zeigte er sich äußerst verwundert und sagte, er solle sich doch freuen, daß seine Mutter ein friedsam Leben annehmen wolle, auch er möge diesem Gott wohlgefälligen Wege folgen, die Zeiten seien böse genug und glücklich der, der, aller Gefährlichkeit der Welt entflohen, gute und sorglose Tage verbringen könne. Wenige Tage darauf verließ Frau Brigitte den Sohn, um in dem revaler Nonnenkloster zu St. Brigitten den Schleier zu nehmen. Noch beim Abschied machte sie einen Versuch, den Sohn zum Eintritt ins Mönchsleben zu bewegen, und wies ihn mit vielen Worten auf

das Verdienstliche dieses Schrittes hin. Es waren schwere 7 Wochen, die für den Vereinsamen folgten, Wochen, in denen der Mönch nicht von seiner Seite wich, indem er „mir früh und spät mit List nachging, ob er einen Mönch aus mir machen könnte. Deshalb,“ klagte der Knabe, „mußte ich mit den Mönchen zum Chor gehen, in wollenen Kleidern liegen, ob ich je irgend welche Lust zur Kutte gewinnen würde, indem er nicht wenige Worte und Heintücke dazu brauchte.“ Als die gewöhnliche Ueberredung nichts fruchtete, verfiel Antonius auf ein seltsames Mittel, um den Spröden mürrisch zu machen. Er kam mit dem Propst, der nach Memel zu verreisen hatte, überein, derselbe solle jenen mit sich nehmen, damit er, durch „das Ungestim und Fährlichkeit der See kleinmüthig geworden, desto besser zur Kutte geneigt würde“. Während der Prälat die Reise zu Lande antrat, wurde der Knabe gezwungen, in einer kleinen „Schute“ bei stürmischem Wetter sich auf hohe See zu wagen: müde und mitgenommen gelangte er nach Memel, wo er erfuhr, daß der Propst bereits zur Heimkehr rüste, da schwere Gefahren die Weiterreise verhinderten. So traf der junge Huldermann, gebrochen und krank, bald wieder in Hasenpoth ein, von Antonius scheinbar erstaunt empfangen, was der Grund sei, daß er wiedergekommen. Auf dessen kleinmüthige Erzählung, wie übel es ihm ergangen, bemerkte er spöttisch, ob er nun endlich erkannt habe, daß es allein im Kloster gute Lage gäbe, da man von keinem Unglück wüßte. — Bald darauf brach in der Abtei eine heftige Seuche aus, die mehrere Brüder befiel und Antonius zwang, den Pflegebefohlenen fortzuschicken. Doch ein Zufall wollte es, daß der Sohn von Frau Brigitte selbst kurz darauf erkrankte und im Kloster Heilung suchte. Antonius Bomhouwer erklärte ihm natürlich, Gott wolle ihn durch ein Wunder zu sich ziehen, er werde das auch der lieben Mutter im Brigittenkloster berichten. So zogen sich die Schlingen immer fester um den Ungarnen, der seinem Geschicke verfallen schien. „Ehrsame, wohlweise Herren,“ also hat er selbst später vor dem revaler Rath seine Bedrängnisse geschildert — „es hat sich ereignet, als ich so im Elend und des Teufels Gefängniß war, wo ich keinen treuen bekannten Freund hatte, der mir irgend etwas zum Besten rathen könnte, konnte auch meinen eigenen Nutzen oder Bestes nicht ermessen, vernahm auch, daß die Mönche nicht zufrieden wären; ich war da stets bei ihnen, wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, ist zu mir gekommen Antonius und hat mich mit vielen listigen Worten gefragt, ob ich auch irgendwie im Sinn hätte, ein klösterlich Leben anzunehmen; — — — ging mir mit solchen und anderen Worten immer nach, wußte zuletzt nicht, was ich anfangen sollte; nachdem ich so überlaufen ward, habe ich zuletzt aus Betrübniß meines Herzens und Verzweiflung die Einwilligung gegeben, als einer, der mit mancherlei List dazu durch Täuschung gebracht und gedrängt

wurde, konnte auch mein eigenes Beste nicht merken oder mein Verderben meiden.“ Antonius war am Ziel, dem von der Mutter verlassenen Jüngling zwang er das Gelübde des Eintritts ins Kloster und das Versprechen, sein Erbe dem Kloster zu schenken, ab, ja er scheint ihn veranlaßt zu haben, in diesem Sinne an seine Vormünder zu schreiben.

Geblieden ist der junge Holdermann in des „Teufels Gefängniß“ nicht. Die Reformation, die sich in den Nivlanden siegreich Bahn brach, sprengte die Kerkerpforten; ob er entflohen oder wie er dem Kloster entkommen, wissen wir im Einzelnen eben so wenig, wie das Jahr, da er zur Freiheit gelangte. Nur das steht fest, daß er gegen seine Vormünder vor dem Rath Nevals wegen ungetreuer Verwaltung seines Erbtheils Klage erhob; daß ihm hierbei Genüge geschehen, dürfte bei der seit 1624 auch in Neval durchgeführten Reformation als wahrscheinlich angenommen werden.

Als ein Zeichen, zu welch verächtlichen Mitteln der Katholicismus jener Tage zu greifen nicht verschmäht hat, hat die Episode von den Leiden des jungen Holdermann ihre Bedeutung auch noch in unseren Tagen, in denen der alte Spruch Ven Alibas auf mehr denn einem Gebiet erneute Wahrheit erhält.

E. S.





B ü c h e r s h a n.

Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder von Ernst Seraphim und August Seraphim. Zwei Fürstengestalten des XVII. Jahrhunderts. Mitau 1892. 248 S.

Die Verfasser des vorliegenden Buches sind den Lesern der „Balt. Mon.“ keine Fremden. Wiederholt sind sie mit kleineren Arbeiten vor dieselben getreten, entweder Neues bietend oder über Arbeiten Anderer referirend. Eine umfangreichere Aufgabe haben sie sich in den Gestalten und Bildern aus Kurlands herzoglicher Zeit gesetzt. In der Vorrede werden noch weitere Publicationen aus demselben Gebiet in Aussicht gestellt, und wir dürfen uns dieser Aussicht freuen, denn die in diesem Buche zunächst gebotenen beiden Lebensbilder können allen Liebhabern baltischer Geschichte als eine nicht nur belehrende, sondern wirklich genußreiche Lectüre bestens empfohlen werden. Ernst Seraphim hat das Leben der Elisabeth Magdalene, geb. 1580, gest. 1649, Gemahlin Herzog Friedrichs von Kurland, behandelt, August Seraphim des Prinzen Alexander von Kurland, geb. 1658, gest. 1686. Wer waren diese beiden fürstlichen Persönlichkeiten? Bisher sind sie kaum dem Namen nach bekannt gewesen. Nun aber stehen beide in greifbarer Deutlichkeit vor uns, Kinder ihrer Zeit, eng verschlungen in die herben Geschehnisse des kleinen Ländchens, dem sie angehören, aber in ihren wichtigsten Lebensinteressen auch verknüpft mit den großen Actionen der europäischen Geschichte. Wenn es den Verfassern gelang, mit eben so glücklicher, wie kundiger Hand aus den modernden Schätzen der Archive, in erster Linie des herzoglichen zu Mitau, ein so reichhaltiges Material für die Geschichte zweier Persönlichkeiten zu heben, deren Lebensgang an sich ein außerordentliches Interesse nicht bietet, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben,

daß auch für Bedeutsameres die geschichtlichen Quellen nicht spärlich fließen werden. Daß es uns aber an Arbeitern nicht fehlt, die mit Liebe zur Sache und fachmännischem Urtheil das Vorhandene zu verwerthen wissen, zeigen die beiden vorliegenden Biographien.

Elisabeth Magdalene war eine pommersehe Fürstentochter. Als zwanzig-jähriges Mädchen reichte sie dem 11 Jahre älteren Herzog Friedrich von Kurland, Gotthard Kettlers Sohn, die Hand zum Ehebunde und hat ihm zweiundvierzig Jahre lang treu zur Seite gestanden in den mancherlei inneren und äußeren Stürmen, die das kleine Staatsschiff häufig genug mit dem Untergange bedrohten. Einen Erben schenkte die kränkliche Frau ihm nicht. Volle mütterliche Sorgfalt wandte sie dafür dem Sohne ihres durch eigene Verschuldung unglücklichen Schwagers Wilhelm, dem jungen Herzog Jacob zu, auf dem allein die Zukunft des Kettlerschen Hauses und die des Herzogthums ruhte. Nach den ersten verhältnißmäßig glücklichen Jahren ihrer Ehe sah sie Kurland in die gefährlichen Moldeschen Händel verstrickt, die dem unbotmäßigen Adel des Landes eine bequeme Handhabe zu Zettelungen mit dem Oberherrn Kurlands, dem Könige von Polen, boten. Das Endziel derselben lief auf die Schwächung, ja Vernichtung der herzoglichen Gewalt in Kurland hinaus. Die weise Veröhnlichkeit und Standhaftigkeit Herzog Friedrichs wehrte das Schlimmste ab; sein Bruder aber, Herzog Wilhelm, der in der Hitze des Streites selbst vor dem Morde nicht zurückgeschent hatte, mußte das Land seiner Väter meiden und seine besten Jahre ruhmlos in der Fremde vertrauern. In Pommern, bei den Verwandten seiner Schwägerin, hat er gastfreie Aufnahme gefunden. Elisabeth Magdalene bewahrte dem Vertriebenen eine schwesterliche Zuneigung; ihren und ihres Gemahls Bemühungen war es vor Allem zu danken, wenn nach vielen langwierigen Verhandlungen die Nachfolge Jacobs im Herzogthum endlich anerkannt wurde und die Belehnung desselben durch den König von Polen erfolgte. — In den folgenden Jahrzehnten erfüllte wildes Kriegsgetümmel einen großen Theil Europas. Trauernd sah Elisabeth Magdalene ihre pommersehe Heimath von den sich ablösenden Truppen der Kaiserlichen und der Schweden mißhandelt, zu Grunde gerichtet. Sie erlebte das unheimlich rasche Erlöschen ihres vor Kurzem noch blühenden Geschlechts und die Zerstückelung des Landes, in dessen Besitz andere Herren sich theilten. Im Grunde genommen waren es doch dieselben Gegensätze, welche auch im Osten auf einander stießen, Katholicismus und Protestantismus, die, durch Polen und Schweden vertreten, auch auf baltischem Boden den Kampf um die Vorherrschaft ausfochten. So sah Elisabeth Magdalene auch ihre neue Heimath Kurland unter unsäglichen Kriegsleiden sich fast verbluten. Kurlands politische Selbständigkeit ging endlich ungeschwächt aus dem großen

Kriege hervor. Mit dem Jahre 1635 begann hier eine zwanzigjährige Friedenszeit, deren größten Theil Elisabeth Magdalene noch mit erlebte. Sie hat an ihrem Theil nach Kräften gesucht, das zertretene Land zu neuer Blüthe zu bringen; ihr menschenfreundliches Gemüth, das Kleines wie Großes mit gleich herzlicher Theilnahme umfaßte, bezeugt sich in vielen kleinen vom Verfasser mitgetheilten Zügen, in ihrem Verhältniß zum Gatten, zu ihren Verwandten, zu Allen, denen sie in einem schicksalvollen Leben und bei ihren weit verzweigten Interessen näher trat. Sie war eine sorgsame Haushälterin, die ihre nicht geringen Einkünfte gut verwaltete und sich auch um Geringes bekümmerte. Als ihr Gemahl 1642 aus dem Leben schied, siedelte sie bald darauf nach Doblen über, wo sie die letzten sechs Jahre ihres Lebens in heiterer Ruhe verbrachte, hochverehrt von dem ganzen Lande. Häufig empfing sie den Besuch ihres Pflege Sohnes, des Herzogs Jacob, und seiner Gemahlin, der brandenburgischen Louise Charlotte. Die Freude an dem Eheglück des jungen Fürstenpaares und an dem vor ihren Augen neu heranwachsenden Geschlecht verschönte die letzten Jahre der Greisin. Am 23. Februar 1649 ist sie gestorben.

Die Friedensjahre bis zum Ausbruch des nächsten schwedisch-polnischen Krieges i. J. 1655 sind die glücklichsten gewesen, die Kurlands Geschichte aufweist. Plötzlich aber zog sich das Unwetter über dem kleinen Staate zusammen und entlud sich mit zermalmender Heftigkeit. 1658 wurde das Land, dem die Neutralität zugesichert war, unversehens von den Schweden überfallen, Mitau durch einen berüchtigten Handstreich genommen, die herzogliche Familie gefangen nach Zwangorod gebracht. In der Angst dieser schreckensvollen Tage wurde die Herzogin, eine Gefangene im eigenen Schlosse zu Mitau, von dem Prinzen Alexander entbunden. Die Natur hatte ihn kümmerlich ausgestattet: der rechte Arm hörte am Ellenbogen auf und mußte durch einen künstlichen Lederarm ergänzt werden. Um so zärtlichere Sorgfalt wandte die Mutter dem Mißgestalteten zu. Erst 1660 kehrte die herzogliche Familie aus der schwedischen Gefangenschaft in ihr schwer geprüftes Land zurück. Der Prinz wurde noch als Kind an den verwandten berliner Hof geschickt und empfing dort, fern von den Seinen, den ersten Unterricht. Von 1667 bis 1676, dem Todesjahre seiner Mutter, weilte er in der Heimath. Mit Louise Charlotte verknüpfte ihn noch ein besonderes Band: es war der Herzogin gelungen, den jüngsten Sohn für ihren calvinistischen Glauben zu gewinnen, ein Umstand, der zu dauernder Entfremdung von dem eifrig lutherischen Herzog führte. Auch später konnte ein wirklich herzliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht erzielt werden. Die soldatischen Neigungen des Prinzen fanden die Billigung des Vaters nicht, der ihn zunächst studiren lassen wollte. Alexander aber begab sich nach dem

Tode der Mutter auf Reisen und blieb, gefesselt durch die mächtige Persönlichkeit des Großen Kurfürsten, an dessen Hof; gegen des Vaters Willen machte er einige Feldzüge gegen die Schweden mit; das gespannte Verhältniß zum Herzog erfuhr durch die fortwährenden Geldverlegenheiten des Prinzen immer neue Steigerung. Nach des Vaters Tode trat er vollständig in brandenburgische Dienste und fand 1686 vor Ofen einen ehrlichen Soldatentod.

Dies in kurzen Umrissen der Inhalt der beiden Lebensbeschreibungen. Man sieht, etwas Außergewöhnliches weist das Leben Elisabeth Magdalenes und Alexanders nicht auf; gewiß hat es viele deutsche Fürstinnen gegeben, die, ähnlich der besprochenen kurländischen Herzogin, als treue Gattinnen die Leiden und Freuden ihres Landes mit dem Gemahl theilten, ihm rathend zur Seite standen und sich allgemeiner Achtung erfreuten; und wie viele deutsche Prinzen haben nicht ebenso wie Alexander Dienste bei fremden Herren genommen und sind auf dem Felde der Ehre gestorben. Welches besondere Interesse dürfen denn die Seraphimischen Arbeiten für sich in Anspruch nehmen?

Anfangs wollte es uns scheinen, als ob das Buch zu weit ausholte und mit zu großer Umständlichkeit auch des Lebens Kleinigkeiten nachging. Aber, wie der Verfasser selbst sagt, es sollte auch ein Bild der Zeit gegeben werden, in welcher die behandelten Persönlichkeiten lebten und wirkten. Und da durften auch Küchenzettel, Wirtschaftsrechnungen, Beschreibungen verschiedener Ceremonien, umständliche testamentarische Verfügungen u. dgl. m. sehr wohl ihren Platz finden, um so mehr, als es sich um ein Bild aus unserem provinziellen Leben handelt. Der besondere Reiz der Provinzialgeschichte liegt doch neben dem vaterländischen Interesse, das sich naturgemäß auch dem Unbedeutenderen zuwendet, darin, daß im Leben der Provinz die Zustände und Eigenthümlichkeiten einer größeren Gemeinschaft in besonderer Ausprägung zur Erscheinung kommen. In diesem Buche spiegelt sich nun aufs Getreueste das deutsche Fürstenleben des 17. Jahrhunderts wider: diesseits wie jenseits der deutschen Grenze derselbe patriarchalische Grundzug, der den Fürsten als großen Grundherrn und fürsorglichen Verwalter seiner weit ausgedehnten Güter erscheinen läßt; hüben wie drüben dieselben Familieninteressen und kleinlichen Erbschaftsstreitigkeiten; derselbe Kampf mit den Herrschaftsgelüsten der Stände, dieselbe Freude an höfischem Glanz und Wichtigthuerei mit fürstlicher Repräsentation; derselbe Thattendurst der jüngeren Prinzen, denen die kleinen Verhältnisse des eigenen Landes zu eng werden und die nur schwer eine standesgemäße Versorgung erhalten; schließlich dieselben elenden Verse, mit denen devote und berechnende Dichterlinge die verstorbenen Fürstlichkeiten besingen.

Ich möchte sagen, daß die Biographie mit der Provinzialgeschichte

etwas Verwandtes hat. Die geschilderte Persönlichkeit nimmt zunächst das Interesse in Anspruch; ihren vollen Reiz gewinnt sie aber dann, wenn sie als besonderes Beispiel der Hervorbringungen einer bestimmten Zeit gezeichnet wird.

Die Verfasser haben es verstanden, ihre Helden auf dem Hintergrunde der kurländischen Landesgeschichte zu schildern, so daß sich die Biographien zu einer Darstellung wichtiger Perioden der kurländischen Geschichte erweitern. Daß die Biographie der Elisabeth Magdalene bei weitem mehr kurländische Geschichte bietet, als die des Prinzen Alexander, der, jung gestorben, seine besten Jahre im Auslande verlebt, ist selbstverständlich. In Zukunft wird jede Darstellung der kurländischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts auf die Seraphim'schen Arbeiten, in denen eine beträchtliche Summe wissenschaftlicher Forschung niedergelegt ist, zurückgehen müssen. Um nur eins herauszugreifen: Kurland galt bis jetzt als ein Land, das im Gegensatz zu seinen Schwesterprovinzen im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Großen und Ganzen die Segnungen des Friedens ungestört genoß. Cruses Kurland unter den Herzögen, der betr. Theil von Richters Geschichte der Ostseeprovinzen erwähnen den schwedisch-polnischen Krieg unter Gustav Adolf nur kurz, ohne auf Details einzugehen. Was sonst über die Schwedennoth Kurlands in dieser Zeit an gedrucktem Material vorlag, war verborgen und halb vergessen in zerstreuten Artikeln unserer historischen Zeitschriften. Jetzt erst erhalten wir durch E. Seraphim eine ausführliche Darstellung des Krieges, die größtentheils vollständig Neues bietet und uns zeigt, daß auch das Gottesländchen noch vor dem Ueberfall von 1658 Zeiten der Zerstörung und namenloser Kriegsleiden durchgemacht hat, die gewiß nicht geringer waren, als die gleichzeitigen Leiden der deutschen Länder im 30jährigen Kriege. Daß Kurland damals so gründlich verwüstet worden ist, wie Livland zur Zeit Iwan Grosnijs, wird immerhin noch mit Fug bezweifelt werden dürfen.

Zum Schluß sei uns noch die Bemerkung gestattet, daß die Verfasser oder die Setzer die Jahreszahlen etwas stiefmütterlich behandelt haben. Zu Beginn des Nachtrages auf S. 151 fehlt die Jahreszahl ganz; ebenso wird uns auf S. 135 nur der Montagstag der Vermählung Herzog Jacobs, nicht das Jahr desselben angegeben; S. 179 schenkt Prinz Alexander seinem Schwager einen Hund i. J. 1015, und auch zu dem Datum 8. März 1624 auf S. 102 möchten wir ein Fragezeichen machen. Auf derselben Seite ist auch die Numeration der Noten etwas in Verwirrung gerathen. In den Anmerkungen fehlt die im Text angeführte Note 82b.

Bgn.

Die Aufzeichnungen des rigaschen Rathsjecretärs Johann Schmiedt zu den Jahren 1558—1562. Bearbeitet von Dr. Alexander Bergengrün. Leipzig, Duncker und Humblot. 1892. Gr. 8. S. 164. 4 M. 40 Pf.

In der Hoffnung, die von ihm aufgefundenen und in eigenhändiger Abschrift bewahrten Aufzeichnungen doch noch einst selbst herausgeben zu können, ist Hermann Hildebrand seiner Arbeit und unserer Mitte entzissen. Die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Urkundenbuche mochte ihn schwer zu anderen Unternehmungen, an denen es trotzdem nicht gefehlt hat, gelangen lassen. Nun ist dem berechtigten Wunsche, endlich einmal das vielversprechende Schriftstück veröffentlicht zu sehen, mit verständnißvoller Pietät entsprochen. Der Herausgeber hat die reichlich vorgefundenen Anmerkungen Hildebrands zum Texte der Handschrift, wie dessen Inhaltsangabe und Beschreibung des ganzen von Joh. Schmiedt zusammengestellten Codex der Manuscriptensammlung der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, dessen wichtigsten Bestandtheil jene Aufzeichnungen bilden, sorgfältig benutzt oder wiedergegeben; die ganze saubere und wohl erschöpfende Bearbeitung des Inhalts ist sein eigenes Werk. Was er zur Charakteristik der Schmiedtschen Darstellung und über ihre Bedeutung sagt, kann ich nur unterschreiben. Was Schmiedt selbst über die Riga betreffenden Ereignisse in den Jahren 1558—1562 Neues oder das Bekannte Ergänzendes mittheilt, ist von Bergengrün hervorgehoben und mag vom Geschichtsfreunde in dem handlichen und sehr lesbaren Buche selbst nachgesehen werden. Auf einige sehr überraschende Ergebnisse der textkritischen Forschungen des Herausgebers sei jedoch ein Hinweis gestattet.

Sobald der Plan der Edition gefaßt worden, mußte sich die Frage aufdrängen, ob Spuren einer Kunde von den Schmiedtschen Aufzeichnungen im Lande vorhanden seien. In der That zeigt Winkelmanns «Bibl. Liv. hist.» Nr. 7321 solche Spuren auf, die einen Theil der Handschrift in der dorpater Universitätsbibliothek abschriftlich vermuthen ließen. Die genannte Nummer führt den Titel „Genau und vollständige Nachrichten von den Begebenheiten zu Riga in den Jahren 1558 und 1559 und nennt Abschriften dieser „Nachrichten“ von Brozes Hand auf der rigaschen Stadtbibliothek. Es befremdet, daß seit der Anzeige, die Hildebrand von seinem Funde im Jahre 1877 machte, dem 1878, vielleicht auch schon 1869 veröffentlichten Hinweise Winkelmanns — ich habe die erste Ausgabe der Bibl. nicht zur Hand — nicht nachgegangen ist. Bergengrün hat nun den dorpater Codex durchgesehen und in ihm eine vollständige Abschrift des kopenhagener Originalcodex, der Aufzeichnungen Schmiedts sowohl, wie aller Beilagen, gefunden, und er hat ferner festgestellt, daß Broze wieder den dorpater Codex, „soweit er die von Schmiedt gesammelten Materialien

enthält, theils copirt, theils excerptirt hat", auf Broge¹ aber drei andere Handschriften zurückgehen, von denen zwei nur die Schmiedtschen Aufzeichnungen, eine die übrigen von Broge copirten Stücke enthalten. In Betreff dessen, was Broge nun eigentlich copirt hat, wäre wohl eine schärfere Bezeichnung zu wünschen gewesen, da doch nur mit einigem Zwange die „Aufzeichnungen“ Schmiedts unter den Begriff des „von Schmiedt gesammelten Materials“ fallen, wie auch nicht abzusehen ist, warum auf den Seiten XII bis XIX in den dem dorpater Codex gewidmeten Columnen der Vermerk fehlt, was davon bei Broge und wo es sich findet, wie ein solcher Vermerk doch auf Seite XI anhebt. Jedenfalls sehen wir aus diesen Mittheilungen mit verblüffender Klarheit, daß wir den Schatz, den Hildebrand ins Haus zurückgebracht hat, längst besitzen, ohne von ihm eine Ahnung gehabt, geschweige ihn verwerthet zu haben. Eine gewisse Mitschuld daran, wenn von einer Schuld überhaupt die Rede sein kann, trifft den Unterzeichneten ebenso wie viele seiner Gefährten in der heimischen Geschichtsforschung. Sie liegt begründet in der unwillkürlichen Einseitigkeit, mit der man die zur Zeit gerade vorliegende Aufgabe und um so mehr, je weiter sie gesteckt ist, zu verfolgen pflegt, und bei der man, was ihr im Augenblicke abseits liegt, zur Rechten und Linken liegen läßt, ohne später den Moment zu finden, zum Liegengelassenen zurückzukehren. Im besprochenen Falle ist durch dieses Uebersehen glücklich nichts versäumt, es hat sich dadurch keine falsche Anschauung gebildet und fortgesetzt; es erweist sich nur die Sammelarbeit Alexandrows, des Urhebers des dorpater Codex, und unseres alten fleißigen Broge als vergeudet; denn unserer Geschichtserkenntniß hat sie nichts genützt, und wäre sie genutzt worden, so hätte ihr doch immer der Stempel der Authenticität gefehlt, bis Hildebrand die Originalhandschrift aufgefunden. Aber auch nicht ganz vergeblich ist sie gewesen; denn Bergengrün hat dem dorpater Codex den Anhang zu seinem Buche entnehmen können, dessen Stücke Hildebrand wohl beschrieben, aber nicht abgeschrieben hat und die doch nach mancher Seite hin von großem Interesse sind. — Nach Allem scheint es sehr wünschenswerth, den Manuscriptenbestand der dorpater Universitätsbibliothek, an dem Hildebrand vorübergegangen ist, einer gründlichen Durchsicht und Aufnahme unterzogen zu sehen.

Das zweite überraschende und keinen mehr als mich überraschende Ergebnis der textkritischen Forschungen ist der von Hildebrand durch Feststellung der Identität der Schriftzüge Johann Schmiedts in einer Reihe von Vorlagen meiner „Briefe und Urkunden“ begonnene und von Bergengrün durchgeführte Nachweis, daß die von mir dem Bürgermeister Jürgen Padel auf

¹ Auf S. XXVII der Einleitung ist statt S. VI S. X zu lesen.

Grund eines seine Unterschrift tragenden Originalbriefes an den rigaschen Rath zugeschriebenen Schriftstücke nicht von ihm, sondern von Johann Schmiedt herrühren. Der Rathsecretär hat also im Auftrag des Bürgermeisters einen Privatbrief für ihn geschrieben und von ihm die Ermächtigung erhalten, mit des Bürgermeisters Namen zu unterzeichnen. Der Fall ist allerdings so seltsam, daß auf ihn von selbst zu verfallen einem Historiker unmöglich gewesen wäre oder ihn unmöglich gemacht hätte. Wenn aber Hildebrand aus seiner Kenntniß des kopenhagener Autographs die Handschrift Schmiedts in erwähntem Briefe feststellt und Bergengrün zudem nachträglich in einer Schuldverschreibung Jürgen Pabels dessen Handschrift kennen gelernt hat und sie als durchaus verschieden von jener der ihm von mir zugeschriebenen Schriftstücke bezeichnet, so kann ich füglich nicht zweifeln, daß ich mich in einem ganz folgerichtig erwachsenen Irrthum befunden habe. Gegenüber einem mit dem Namen des Bürgermeisters unterzeichneten Briefe in gleicher Handschrift mit der ganzen Stöße von Acten und Briefen aus den entscheidungsvollen Monaten jener Jahre, in denen der Bürgermeister auf Gesandtschaften und in Verhandlungen thätig war, konnte ohne Kenntniß der Schriftzüge Schmiedts, die erst später durch Hildebrand erlangt worden, schlechterdings nicht in Schmiedt der Schreiber gesucht werden. Das einzige beglaubigte Zeugniß seiner Hand aber, eine notarielle Vidimation, hat mich, ihren Herausgeber, seiner Zeit nicht im guten Glauben beirren und zu erneuter Prüfung veranlassen können, weil damals nichts vorlag, wodurch das Augenmerk auch nur irgendwie auf Johann Schmiedt gerichtet wurde. Beim Entdecker und Bearbeiter des Mannes, der nun im Vordergrund ihres wissenschaftlichen Interesses stand, war die Sachlage eine andere geworden.

Bergengrün hat nun ganz Recht, wenn er für Johann Schmiedt einen Theil der von mir Jürgen Padel gespendeten Anerkennung beansprucht; er hat aber Unrecht in der Ansicht, meine auf Grund eines Irrthums über die Handschrift gezogenen Folgerungen zu Gunsten der Person Jürgen Pabels seien mit der Erkenntniß jenes Irrthums hinfällig geworden. Jürgen Padel bleibt einstweilen in Gesinnung und Denkweise unverrückt derselbe, wie ich ihn gezeichnet habe. Die besondere Fassung der Gedanken, der specifische Ausdruck, den seine Gesinnung gefunden, dies allein ist ihm nicht mehr zuzuschreiben; ebenso verringert sich das Maß seiner Arbeitsleistung, da die ihm von mir zuertheilten Schriftstücke nicht von seiner Hand verfaßt sind. Was ihm hier abgezogen wird, kommt auf das Theil Johann Schmiedts. Wer im Verkehr zwischen Bürgermeister und Rathsecretär mehr der Gebende, wer mehr der Empfangende gewesen, entzieht sich für immer unserer Kenntnißnahme. Das steht jedoch fest, daß der Secretär so wichtige Meinungsäußerungen und Entschlüsse, wie geschehen, nicht im Namen der Stadt auf-

setzen konnte, wenn sie nicht vom Bürgermeister gebilligt und er sie im Rath und vor den Fürsten zu vertreten bereit war. Folglich war Padel die in den Schriftstücken sich äuffernde Gefinnung eigen, denn er hatte vor dem Risse zu stehen. Er war so glücklich, wie wir jetzt sehen, in Johann Schmiedt einen gleichgesinnten Mann, der ihm in die Hand arbeitete, möglicherweise ihn auch förderte und stärkte, zur Seite zu haben. Freuen wir uns also, daß unser Riga 1561 zwei solcher Männer hatte, und erinnern wir uns der Wiederkehr eines ähnlichen glücklichen Verhältnisses im Riga unserer Tage!

Friedrich Bienemann.



Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 11-го Марта 1892.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

In **E. Vierſon's Verlag** (Dresden und Leipzig) erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Gedichte

von
Maurice Reinhold von Stern.

20 Bogen Octav. Eleganteſte Ausſtattung.
Preis broch. 4 Mark, Originalband m. Goldſchnitt 5 Mark.

Urtheile der Preſſe:

Der bekante Litterariſtoriker und Kritiker Dr. Alſbert Schroeter in Göttingen ſchreibt in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ (Leipzig, Verlag von F. A. Brodhauſ) u. A.:

„In Maurice von Stern iſt ſeiner Heimath Ausland einer ihrer größten Dichter und Deutſchland einer der beſten gegenwärtigen Lyriker und einer ſeiner beſten Landſchaftsdichter überhaupt erſtanden. . . . Seine lyriſchen Landſchaftsbilder ſtellen ihn neben Matthiſſon . . .“

„Wir haben bei Gelegenheit des „Sonnenſtaubes“ unſere beſondere Hochſchätzung der Sternſchen Lyrik ausgedrückt und fügen bei, daß dieſe Hochſchätzung von den deutſchen Kritikern aller Parteien getheilt wird.“ „Neue Zürcher Zeitung“.

„Haben wir in dieſen Dichtungen die gährende Jünglingsſeele kennen gelernt, ſo tritt uns in den „Ausgewählten Gedichten“ von Maurice Reinhold von Stern die objective Mannesnatur in tiefwirkender Weiſe entgegen. Namentlich die Art, wie Stern ſich in die Natur verſenkt und aus ihr eine überaus feine Miſchung von Herzensſtimmung und philoſophiſcher Nachdenklichkeit gewinnt, die weder verſchwommen noch unpoetiſch grübelnd erſcheint, iſt überaus bedeutend, um ſo mehr, als ſich dabei tiefer Ernſt mit einer freien Weltanſchauung verbindet.“ „Kölniſche Zeitung“.

„Maurice Reinhold von Stern iſt einer der bedeutendſten Dichter der Gegenwart, deren Wiege auf bałtiſchem Boden ſtand . . .“

„St. Petersburger Zeitung“ in St. Petersburg.

„Stern iſt der Schöpfer einer Richtung unſerer jungen Litteratur, die die Natur verherrlicht, die Schönheit in Worte bannt und den Farbenreichtum der Welt zu feſſeln ſucht. Aber der Schöpfer iſt auch der Meiſter geblieben. Er beherrſcht den Stoff, er haucht ihm Leben und Inhalt ein, er meiſtert ihn. Ein Formtalent erſten Ranges unterſtützt das Auge eines Menſchen, der die Natur ſieht, die Natur belauſcht. . . . Unter den wenigen echten Dichternamen der Gegenwart glänzt auch der Name Maurice Reinhold von Stern. . . . Das Gedicht „Schöpfung“ giebt uns einen Begriff von der Phantaſie des Dichters, dieſer hie und da bizarren, dieſer phantaſtiſchen Phantaſie. Das muthet fremd an, groß und gewaltig. . . .“ „Neue poetiſche Blätter“ in Dresden.

„In dieſem beinahe 300 Seiten ſtarken, prächtig ausgeſtatteten Bande tritt uns Stern als eine künſtleriſche Individualität entgegen, mit der die Litteraturgeſchichte zu rechnen haben wird.“ „Der Hausfreund“ in Zürich.

„Er iſt ein Meiſter der Naturschilderung. . . . Der feiſte poetiſche Duft lagert über dieſen Bildern. . . . An Muth und Adel der Geſinnung fehlt es jedoch dem Dichter nicht.“ „Hamburger Correſpondent“.

„Stern iſt ein Dichter, wie wir ihn in ſeiner Eigenart weder je gehabt haben, noch jemals wieder haben werden.“ Dr. Caſar Klaiſchlen im „Litterariſchen Echo“.

„Noch iſt kein Jahr verfloſſen, als wir in dem Sänger des „Sonnenſtaub“, M. R. v. Stern, mit freudiger Ueberraſchung einen neuen Dichter kennen lernten — einen echten Dichter mit eigenartiger, gluthvoller, packender Geſtaltungskraft. . . . Nur noch abgeklärter als im „Sonnenſtaub“ tritt uns die Dichternatur von Sterns in dieſer Sammlung entgegen. . . . Ein Zug des Großgedachten und doch zugleich des tief, rein menſchlich, warm Empfundnen prägt ſich faſt in allen Sängen aus. . . .“ „Neue Dörptiſche Zeitung“ in Dorpat.

„Wie lauter köſtliche Perlen reiht ſich ein Gedicht an das andere: tiefempfundnen, farbenprächtig, formvollendet. Keiner, auch nicht der Unbeleſenſte, wird ſich dem Zauber von Sterns Poeſie entziehen können. . . .“ „Schweizer Frauen-Zeitung“ in St. Gallen.

„Der Grundton dieſer in einem ſtattlichen Bande enthaltenen Gedichte iſt ein tiefer, ernſter, mitunter ſelbſt ein düſterer. „Die äußere Form iſt ſtets eine abgerundete, der Ausdruck ungeſucht.“ Beilage zur „Bohemia“ in Prag.

„Es iſt eine wahre Luſt, ſich in dieſe poeſiereichen und formſchönen Gedichte zu verſenken.“ „Tagblatt der Stadt Zürich“.

„Der ſtarke Band enthält höchſt werthvolle Dichtungen.“

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben ist erschienen:

Das

Mittelalterliche Riga.

Ein Beitrag zur

Geschichte der norddeutschen Baukunst.

Herausgegeben

von der

**Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der
Ostseeprovinzen Russlands.**

Bearbeitet von

W. Neumann.

Mit einem Titelbilde, 26 Tafeln und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen.

Folio. Preis gebunden M. 20,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Franz Kluge** in **Reval** erschien soeben:

Archiv für die Geschichte Est-, Liv- u. Kurlands.

III. Folge. III. Band.

Enthaltend:

Das dritte Revaler Erbebuch.

Im Auftrage

der Ehstländischen Literarischen Gesellschaft

herausgegeben

von

E. von Nottbeck.

Preis geh. 2 Rbl. 40 Kop.

In demselben Verlage erschien:

Dr. jur. Friedrich Georg v. Bunge

von

Mag. jur. W. Greiffenhagen.

Mit dem Portrait v. Bunes in Lichtdruck.

Preis geh. 60 Kop.

Riga.
gr. Sandstr. Nr. 20.
Telephon Nr. 330.

Alexander Bergbohm.

Grösstes

Lager

aller chirurgischen

Gummiwaaren.

Specialität: **Linoleum,**

als:

Esmarch-Douchen mit und ohne Garnitur,
Eisbeutel aller Art,
Binden, Marly und Flanell,
Bandagen in 12 Sorten,
Halsumschläge nach Priesnitz,
Augenpinsel in 8 Grössen,
Halspinsel in div. Sorten,
Hühneraugenringe, rund und oval,
Milchpumpen in 4 Arten,
Sauger in 4 Grössen,
Bettstoff für Wöchnerinnen in 8 Sorten,
Bidets, Holz- und Zinngestell.
Bettschieber, Porcellan u. Zink,
Spritzen, sämtlich von 1/4 Unze bis 12 Unzen,
Gewichte, sämtliche im Handel gebräuchliche für Apotheken,
Handwaagen, von 1 Gran bis 12 Unzen,
Maximalthermometer,
Minutenthermometer,
Badethermometer in allen Grössen,
Zimmerthermometer,
Fensterthermometer, Holz u. Metall,
Verbandstoffe, als: Watte I. Extra, Sublimatwatte in allen

Packungen, Jodoform-, Salicylwatte in allen Packungen,
Suspensorien in 8 Sorten,
Franz. Gummiartikel in feinsten Verpackung und allen Sorten,
Hautspritzen nach Pravatz und Overlach,
Zerstäuber mit Doppelgebläse,
Inhalationsapparate in sämtlichen Sorten,
Catheter, engl., franz. u. Nallaton,
Bougies,
Augen- und Nasendouchen mit Garnitur,
Augenschirme, grünseidene,
Compl. Verbandtaschen und Bestecke für Aerzte, Feldscherer.
Compl. geburtshilfliche Taschen,
Compl. Verbandtaschen für Veterinäre.
Tischdecken in hübschen Dessins, franz.
Aufleger in div. Grössen,
Spielwaaren in grösster Auswahl, von 20 Kop. bis 10 Rbl.
Bälle, roth, grau, schwarz, bunt, Relief,
Kämme und Kammtaschen in grösster Auswahl.

Lager technischer Artikel,

als:

Gummi: Platten, Klappen, Verdichtungs- u. Mammlochschnüre,
Gummi-Schläuche, als: Druck- u. Saugeschläuche.
Asbest-Fabrikate, als: Carton, Faser und Schnur,

Talcumpackung mit und ohne Paraffin,
Gummireifen für Wagen,
Gummi-Treibriemen mit und ohne Umlage.

Linoleum

in Stückwaare, Läufern und Teppichen in grösster Auswahl.

Alexander Bergbohm, gr. Sandstr. № 20.

Um damit zu räumen,

verkaufe zu ermässigten Preisen:

Pelzbaretts
Muffs
Kragen
Boas

} für Damen,

Mützen für Herren

von allen Fellarten in jeder Preislage.

Kinder-Garnituren,

sowie alle anderen Arten **Kopfbedeckungen** für **Herren,**
Knaben und Kinder.

ALBERT KLUTH,

Riga, Kalkstrasse Nr. 20.



Das

Wagen-, Schlitten-, Sattel-
und

Pferdegeschirr-Geschäft

von

J. STERN,

—== grosse Sandstrasse Nr. 29, ==—

empfiehlt sein Lager von

E q u i p a g e n

neuester Façons, sowie **Schlitten, Herren-, Damen- und**
Kindersättel, Stangen, Trensen, Zäume, sowie alle -in
sein Fach schlagende Artikel

zu soliden Preisen.

Bestellungen und Reparaturen werden in kürzester Zeit effectuirt.

☛ An alle Freunde des Schwarzwalds! ☛



Sar manchen Weg bin ich für dich ge-
schritten,
Mein gutes Buch, auf Straße, Pfad
und Steg,
Auf Bergeböden und in Waldesmitten,
Sah' Staub und Regen oft für dich
erlitten,
Zog Hundschäuf ein von Sagen und von
Sitten,
Stelt Einkehr viel in Höfen und in
Gütten
Und pfog um deinetwillen manch Ge-
spräch
In Süd' und Norden. Und so möcht'
ich bitten:
Nun mache selber weiter deinen Weg
Und nimm in Obacht, daß du wohlge-
litten!
Wilhelm Jensen.

Prospekt.

Der Schwarzwald

Von Wilhelm Jensen.

Mit Original-Illustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman, W. Dolz, K. Eytz u. A.

Zweite verbesserte Auflage.

396 Textseiten sowie 22 Volls., 10 Abschnitts- und 175 Textbilder.

In 16 Lieferungen à M. 1.— gr. Leg.-Oktav. In eleg. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mark 20.—.

Jensen's Schwarzwald erscheint hiermit in neuer, veränderter Auflage. Die allseitige günstige Aufnahme nicht nur seitens der Kritik, sondern auch seitens des Publikums hat uns dies möglich gemacht. Die Veränderungen im Text beschränken sich im großen und ganzen nur auf einzelne Verbesserungen und Berichtigungen, da der Verfasser nach dem Urtheil aller maßgebenden Faktoren an der Gesamtdarstellung nichts Wesentliches glaubte ändern zu dürfen. Dagegen hat die neue Wutachthalbahn als ein Glanzpunkt des südlichen Schwarzwaldes ihre gebührende Darstellung gefunden. In typographischer Hinsicht wird der Leser durch eigene Anschauung finden, in wie weit Verschönerungen Platz gegriffen haben. Wir glauben, durch die Wiedergabe einzelner Text- als auch Vollbilder in farbigem Condruck dem Werke einen Reiz verliehen zu haben, welcher ihm einen Vorrang vor allen ähnlich gearteten dauernd in Aussicht stellt.

Den Preis für diese neue Auflage haben wir, um die Anschaffung des Werkes noch weit mehr als es bisher der Fall war, zu ermöglichen, auf M. 16.— (geb. M. 20.—) festgesetzt, und wird die Ausgabe in 14 tägigen Lieferungen à M. 1.— erfolgen. Das ganze Werk kann aber auch vollständig bezogen werden, damit es da, wo es als Geschenk für Weihnachten bestimmt, verwendet werden kann.

Der Zweck des Buches ist, soweit der Umfang es erlaubt, ein erschöpfendes Bild des Schwarzwaldes in seiner Gesamtheit, wie in seinen bedeutsamen Einzelheiten zu bieten und zwar für alle seinem Gegenstand irgendwie entgegenkommenden geistigen Interessen. Ein allgemeiner Theil geht deshalb dem der Einzelheiten voran und faßt in gedrängter Darstellung die geologische Entwicklung, die Orographie und Geographie, die Zoologie und Botanik des Schwarzwaldes zusammen, denen sich die Geschichte seiner Bewohner von ältester Zeit her, wie ihre und ihres Landes Art und Wesenheit in der Gegenwart anfügen. Erst wenn man das zu bewältigende Material derartig darzustellen unternimmt, gewinnt man die Erkenntniß, was in solchen Stücken Erde von vergangenen und heutigen Tagen steckt. Bei der Darstellung der Einzelgebiete trat außerdem die sehr große Schwierigkeit hinzu, nicht ein „Nachschlagebuch“, sondern ein lesbares zu schreiben und dabei nach Möglichkeit trockene Aneinanderreihungen von Orten und Namen zu vermeiden. Immer war dies nicht zu umgehen. Eine durchgeführte „dichterische Schilderung“ würde sich bei der vielfachen Gleichartigkeit der behandelten Gegenstände rasch durch Wiederholungen erschöpfen, ihren Zweck in's Gegentheil verkehrt haben. Was sich erreichen ließ, war, in abwechselnder Darstellung Vergangenes mit Heutigem, Topographisches und Landschaftliches, mit Geschichtlichem und Sagenhaftem zu durchsehen, um der Ermüdung des Lesers vorzubeugen. Ein derartiges Buch muß, wie der Verfasser ausdrücklich betont, subjektiv und individuell sein, die Widerspiegelung seines Inhalts in der Vorstellung und Empfindung eines Menschen bilden; jeder kann sie nach seiner Natur abändern, berichtigen. Die zahlreichen Illustrationen bieten nur künstlerisch Vollendetes. Während Emil Lugo, der feinstninnige Freund des Verfassers, sich mit dem hochbegabten Max Roman in die Aufgabe theilt, das Landschaftliche darzustellen, hat Wilhelm Hasemann, ebenfalls seit Jahren im Schwarzwald lebend, sein Bestes in dem landschaftlichen Genrebild gebracht. Bei Wilhelm Dolz überrascht uns die geniale Auffassung, mit welcher er die Stoffe aus der Sage behandelt, während die Beiträge Karl Eytz's durch die duftige und gleichzeitig originelle Form, in welche er sie zu kleiden versteht, jedes Auge wahrhaft erfreuen. Sämmtliche Bilder sind nach eigens für das Werk angefertigten Originalzeichnungen mit wenig Ausnahmen durch die berühmte Xylograph. Anstalt der Herren G. Heuer & Kirmse in Berlin in feinstem Holzschritt ausgeführt. Im Vergleich zu dieser durchaus künstlerischen Ausstattung und zu dem Umfang des Werkes darf der Preis gewiß als ein sehr niedriger bezeichnet werden. Wir bitten alle Freunde des Schwarzwaldes, die Verbreitung des Werkes, welches dem schönen Gebirge viele neue Besucher und Verehrer zugeführt hat und auch ferner zuzuführen geeignet ist, durch lebhaftes Subskription zu fördern.



An der alten Stadtmauer in Engen.
Von Max Roman.

Der Preis gewiß als ein sehr niedriger bezeichnet werden. Wir bitten alle Freunde des Schwarzwaldes, die Verbreitung des Werkes, welches dem schönen Gebirge viele neue Besucher und Verehrer zugeführt hat und auch ferner zuzuführen geeignet ist, durch lebhaftes Subskription zu fördern.

Die erste Lieferung sowohl, wie das gebundene komplette Werk ist in jeder größeren Buchhandlung vorrätig.

Der Schwarzwald (Gedicht). — Vorwort.

Allgemeiner Theil.

Geologisches und Geographisches. — Zoologisches und Botanisches. — Geschichtliches. — Land und Leute der Gegenwart.

Besonderer Theil.

Die Einzelgebiete des Schwarzwalds.

Eingang in den Schwarzwald. Die nördlichen Eingangspforten in den Schwarzwald. — Im Gebiet der Hornisgrunde. — Im Gebiet des Kniebis. — Im Gebiet der Kinzigthalbahn

und Schwarzwaldbahn. — Im Gebiet des Hünerfeld. — Im Gebiet des Kandell. — Im Gebiet des Feldberg. — Der Kaiserstuhl. — Im Hegau.

Im Vollbildern bringt das Werk:

Landchaftliches.
Wildbad. — Baden-Baden. — Triberger Wasserfall. — Isteiner Klotz. — Freiburg i. B. — Hirschsprung im Höllenthal. — Titisee. — St. Blasien. — Aus dem Wutachthal. — Laufenburg a. Rh. — Scheffel's Villa a. Sellensee. — Konstanz.

Land und Leute der Gegenwart.
Lichtenthaler Allee. — Mädchen aus Mühlenbach. — Schapbacherin vor einem Bildstock. — Ein Bauernhaus. — Gutacher Bauern bei der Hochzeit. — Kindtaufe im Lehengericht. — Vor einer Wallfahrtskirche.

Zur Geschichte und Sage.
Alt-Breisach. Die Spinnschweftern vom Hugideo. Mummelsee.

(Außerdem 10 Abschnitte und 175 Textbilder.)

Urtheile über Jensen's Schwarzwald, erste Auflage.

Die gesamte Kritik der deutschen tonangebenden Presse, sowohl der politischen als auch der angefehensten literar. Reueen war einstimmig über die Bedeutung des vorliegenden Werkes. Und zwar galt dies nicht nur in Bezug auf den Text, sondern auch hinsichtlich der Kunstbeilagen, welche in vollendeter Wiedergabe dem Werke beigelegt sind. Es gereicht uns zu großer Freude, nachstehend wenigstens einen Theil der vielen Besprechungen — des beschränkten Raumes wegen jedoch nur auszugsweise — zur Kenntniss der Leser bringen zu dürfen. Möge jeder sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen, ob und in wie weit das Gesamturteil ein verdientest sei.

Münchener Allgem. Zeitung (Wilh. Lübbe) 1889 Nr. 341: „Das kürzlich vollendete reich illustrierte und glänzend ausgestattete Werk W. Jensen's über den Schwarzwald schließt sich jener Reihe von „Prachtwerken“ an, mit welchen vor einem Decennium die Welt förmlich überschüttet wurde. Und doch herrscht zwischen dieser Erscheinung und jenen früheren ein tiefgreifender Unterschied. Die Mehrzahl der älteren landschaftlich-ethnographischen Prachtwerke waren eigentlich zumeist nur Bilderbücher, deren Text wenig in Betracht kam, da er kaum ein individuelles literarisches Gepräge trug. Mit dem vorliegenden Werke verhält es sich ganz anders. Um sogleich den Kern der Sache zu bezeichnen: diesmal ist es ein Dichter, ein echter und rechter Poet, der den Text geschrieben hat. Damit tritt die schriftstellerische Leistung in erste Linie und die übrigens auch für sich schon wertvolle und reizende künstlerische Ausstattung schließt sich ergänzend und belebend an. Und man darf mit Bestimmtheit behaupten, daß das Ganze zu den anziehendsten und fesselndsten Werken dieser Art gehört. Fängt man nach dem ersten flüchtigen Mustern der ungemein zahlreichen und dabei vortrefflichen Illustrationen erst an zu lesen, dann vermag man sich dem Charme dieser poetischen und dabei alles Phrasenhafte streng vermeidenden Darstellung kaum mehr zu entziehen. Die Wiedergabe der meisten Bilder ist durch den Holzschnitt erfolgt und zwar mit einer Feinheit der Tonwirkungen und einer Treue, welche die Strichführung der Zeichner überall deutlich erkennen läßt und vor allem den malerischen Reiz zu einer Vollendung bringt, an die unsere Illustratoren vor zehn Jahren noch nicht dachten. Anderes ist mit gleicher Sorgfalt in Photogravure, Zinkogrammen und Autotypien hergestellt. Die Schönheit und Gediegenheit der typographischen Ausstattung und der elegante Einband stemeln das Buch zu einem Prachtwerk in des Wortes bester Bedeutung.“

Die Gegenwart 1889 Nr. 47: „Endlich einmal ein Prachtwerk, das nicht nur mit überladenen Bilder Schmuck prunkt, sondern auch im Text die Schöpfung eines echten Dichters darstellt. . . Da ist alles ohne Phrasen und Schönfärberei, gediegen und gewissenhaft. Dieser hohen schriftstellerischen Arbeit stellt sich die Arbeit der Illustratoren ebenbürtig zur Seite, kein Illustrationswerk der letzten Jahre ließ uns einen solchen Einklang von Wort und Bild finden. Alles ist wahrhaft künstlerisch und so wird dieses schöne Schwarzwaldbuch zu einem echten Prachtwerke, dem ein bevorzugter Platz auf dem diesjährigen Festbüchertisch sicher ist.“

Seemann's liter. Jahresbericht: — — „Das Werk ist um seiner Gediegenheit willen eine sehr erfreuliche Erscheinung. Man muß alles ohne Einschränkung loben: die Wahl des Stoffes, die prächtige Schilderung aus der Feder des gefeierten Dichters, die wohl gelungenen Zeichnungen, welche in wahrhaft meisterlicher Weise in Holz geschnitten sind, die vorzügliche Ausführung des Druckes.“

Westermann's Monatshefte Dez. 1889.

„Nur das Werk, der Text, macht den Eindruck, daß hier ein Dichter mit Lust und



Zur Hochburgsage. Von Wilhelm Volz.

Liebe, mit Ernst und auch mit dem gehörigen vielseitigen Wissen an eine Aufgabe gegangen ist, die er, würdig seines Namens gelöst hat — ein Werk, das ihm zur Ehre und vielen anderen zur Freude gereicht. Dazu kommt, von der Hand berufener Künstler, eine Fülle schöner und sorgfältig ausgeführter Illustrationen, von denen die meisten selbst den höchsten Anforderungen moderner Kunsttechnik genügen. Zeichner und Dichter gingen hier nicht gleichsam fremd neben einander her, jeder ein eigenes Bild vor Augen, sondern sie ergänzten sich derart, daß die Worte erst durch die beigegebenen Bilder die echte Wirkung im Gemüthe des Lesers hervorrufen, und daß auch umgekehrt diese Zeichnungen von einem solchen Texte begleitet werden mußten. Somit ist dieses Schwarzwaldbuch eines deutschen Dichters — eine prächtige, empfehlenswerte Weihnachtsgabe — recht geeignet für diejenigen ein wertvolles Pfand der Erinnerung zu bilden, welche den Schwarzwald gesehen haben zc.“

Vossische Zeitung. „Der gefeierte Romandichter zeigt sich hier von einer ganz neuen Seite. Zwar wissen wir aus seinen Erzählungen, wie stimmungsvoll er Landschaften vorzuführen weiß, hier aber bewährt er sich auch als anziehender Schilderer des Thatsächlichen. — Eine Reihe hervorragender Künstler hat sich vereinigt, das geschriebene Wort mit prächtigen Abbildungen zu begleiten. Wahre Künstlerblätter, im Entwurf sowohl wie in der Ausführung zc.“



Trachtenbild. Von Wilhelm Hafemann.

Schonach

Berlin SW. Charlottenstr. 2.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung
(H. Reuther & O. Reichard).

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung

I Jensen, W., Der Schwarzwald. Zweite verbess. Auflage in 16 Lieferungen à M. 1.— Geb. in Prachtband mit Goldschnitt M. 20.— (Das Nichtgewünschte bitte auszustreichen.)

Ort und Datum :

Name :

Bestell-Zettel.

Englisches Magazin

(gegründet 1857)

J. REDLICH, RIGA,

Grosses Lager

in allen englischen, deutschen, amerik., französischen u. russischen Artikeln.

Sämmtliche Beschläge

für Bauunternehmer und Tischler.

Schmiede- und Schlosserei-
Einrichtungen.

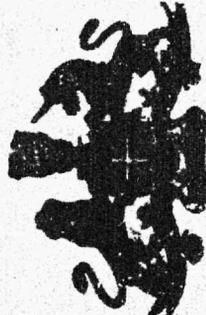
Sämmtliche Handwerkszeuge.

Jagd-, Fischerei- und Garten-
Geräthe.

Küchen- und Wirthschafts-Einrichtungen.

Kupfer- und Messing-Stangen und Gasrohr,
Messing-, Neusilber- und Stahlbleche und Draht,
Ina englischen Gusstahl- u. Instrumentenstahl in allen
Dimensionen,

Balance-, Decimal- und Kornwaagen,
Hessische Graphit- u. Salamander-Schmelztiegel,
Lager steyrischer Sensen, Stralsunder Sensenreicher u.
amerikan. Sensensteine.



Flinten und Revolver
nebst allem Zubehör.

Musikalische Instrumente
nebst allem Zubehör.

Optische Waaren.

Landwirthschaftliche Geräthe.

PL A 892, 3
- 51



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

- Kaisers von Russland,
- Kaisers von Deutschland,
- Kaisers von Oesterreich,
- Königs von Dänemark,
- Königs von Bayern.

C. M. SCHRÖDER.
 Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
 Gegründet 1818.

Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.

Дозволено цензурою. — Печатано въ типографіи Насѣдниковъ Лидфорса въ Ревель.

EESTI
RAHVUSRAAMATUKOGU
AR